Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/wackerefrauen21bibr

Wackere Frauen.

Zweiter Band.

Wackere Frauen.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Libra.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1876.

RBR
Jantz
#1085
Bd. 2

Kapitel I.

Vom großmächtigen Kaiser Carolus, der die Karlsburg erbauet, und von der boshaftigen Bauerschaft, so selbige ganz und gar ausgebrannt. Was es Gutes auf dem Forsthause zu essen gegeben, und man es halten soll mit dem Keiler, dem Hirschen und dem Wolfen.

In einer Lücke der alten Ringmauer saßen zwei Kinder.

Zerstörende Menschenhände hatten, vor fast hundert Jahren, die Burg gebrochen und ausgebrannt, die diese Ringmauer beschützte, der Zahn der Zeit, der unvermeidliche, die Lücke erweitert, vergrößert.

Sonnenbeglänzt aber, und in reichem Fruchtsegen, dehnte sich weithin das Land zu den Füßen des Burgberges, und dahin blickten stillvergnügt die Kinder.

Die röthlichen Wogen des stattlichen Flusses, der das breite Thal durchströmte, glänzten im Sonnenscheine, Schiffe zogen auf ihm zu Berg und zu Thal, die bargen Frucht, das will bedeuten Getreide, Wein, Holz und wohl auch Kaufmannsgut, im

engeren Wortsinne, und bisweilen drang der Ruf eines Schiffers klar und verständlich hinauf zur Burgruine.

Das ganze breite Thal aber hatte der Fluß geschaffen, als gewaltiger, stundenbreiter Strom, in der Urzeit, in welcher er das Land durchströmte und sich seinen Weg gebahnt. Des geben Zeugniß die Bergwände, die, das Thal begrenzend, zu beiden Seiten die gleichen Schichten zeigen.

Auf dem alten, urweltlichen Flußbette aber, das nun zum Thale geworden, prangte jetzt reichlich der Segen des Feldbaues.

Die Körnerfrucht in mancherlei Formen, der Weizen, der Roggen, die Gerste und der Hafer, mehr oder weniger sichelreif, je nach Art, gleichmäßig aber sich artig verneigend, wenn ein Windhauch über sie hinwegflog, so daß das Fruchtfeld fast einer wogenden Wasserfläche zu vergleichen.

Dann Fruchtbäume, der Apfel-, Birn- und Pflaumenbaum, den man gebildet also nennt, obgleich er eigentlich dort im Lande „Zwetschgenbaum" heißt.

Auch die Wallnuß, die welsche, fehlte nicht, wo aber Sonne zu haben, auf länger als ein paar Stunden, hatte auf Hügeln und Bergabhängen der Weinstock sich angesiedelt, die Rebe, deren Blut dort

zuweilen ein gar köstlicher Trank, wenn das Jahr eben sich gut anläßt, zu anderen Zeiten wohl trinkbar, doch mehr oder minder angenehm säuerlich schmeckend.

Wenige Stunden flußaufwärts aber, in den Rebenhügeln der alten Bischofsstadt, reift auch in schlechten Jahren die mißgünstige Sonne den trefflichsten Wein, und wenn man sagt, daß solcher Wein Stein und Leisten geheißen, ist's gar nicht nöthig den Namen der Stadt zu nennen.

Fruchtfelder also und Obstgärten im Thale, von den Ufern des Flusses bis zu den Bergen, an deren Abhängen die Weingärten, ihr Gipfel aber waldbekränzt, und je mehr und mehr flußabwärts, auch desto mehr und mehr das Waldrevier vorherrschend, so vom „rothen Berge" an, wo sich das Thal verengt, und wo nicht selten die alten Eichen und Buchen ihr Spiegelbild im Flusse erblicken können.

Folgen wir aber nicht weiter den abwärts ziehenden Wellen des Flusses.

Gedenken wir auch nicht ferner der süßen Erinnerungen aus der goldenen Jugendzeit, die ohnferne jener Eichen und Buchen uns eine theuere Heimath entstehen ließ.

Kehren wir zu den beiden Kindern zurück, welche

wir, die Landschaft betrachtend, verließen, und die nun zu plaudern begannen.

„Sage mir einmal, Günther," sprach das Mädchen, welches Judith geheißen war, „sage mir einmal, wer wohl diese Burg, die nun in Trümmern liegt, erbaut hat? Das muß ja wohl schon lange, lange her gewesen sein."

„Freilich," versetzte der etwa dreizehnjährige Knabe, ernsthaft und in belehrendem Tone, „freilich, der großmächtige Frankenkönig, Carolus Magnus,*) zu Deutsch der Große, hat sie schon vor länger als achthundert Jahren erbaut, und deßhalb heißt sie auch noch heute: die Karlsburg. Das war ein mächtiger und starker Held, und dabei klug, und wohlerfahren in Welthändeln und in gelehrten Dingen. Wacker schlug er die blinden Heiden, daß sie Christen werden mußten, wohl oder übel, und war auch Kaiser über alles deutsche Land. Viel fremde Landschaften aber gewann er dazu mit seinen Helden, so daß sein Ruhm die ganze Welt durchdrang. Aus den fernsten, fremden Reichen aber

*) Im Munde des Volkes wird allerdings Karl der Große als Erbauer der Burg bezeichnet, gelehrte Forscher aber halten es für wahrscheinlich, daß sie, zwischen 714 bis 741, von Karl, genannt Martell, das heißt der Hammer, dem Sohne Pipin's von Herstall, gegründet worden sei.

zogen Botschafter zu ihm, sich zu erfreuen an seiner Weisheit, und seine Gunst zu gewinnen."

Aufmerksam hörte die kleine, zehnjährige Judith die belehrende Worte ihres Gespielen, dann aber sprang sie nieder zur Erde, um in das Innere der Burg zu laufen, vielleicht weil Günthers Erzählung neues Interesse bei ihr erweckt für die Burgruine, vielleicht weil Kinder, und selbst die verständigsten, nicht gerne lange an ein und derselben Stelle verweilen.

Noch heute blickt ein gewaltiger Mauerrest hinab auf den Fuß und das Thal, und die Fensteröffnungen in dieser Mauer scheinen auf manchfache Zeiten hinzudeuten, in der wohl der ursprüngliche Rundbogenstyl, der indessen auch noch vertreten, verändert wurde. So sieht man neben diesen den gothischen Spitzbogen, und selbst das breite, noch späterer Zeit angehörende, viereckige Fenster.

Damals aber, im Jahre 1620, standen auch im Innern noch riesige Mauerreste, Thürme, Thorbögen und Kellergewölbe mit breiten, in die Tiefe führenden Treppen, und kleinere Eingänge zu verschütteten Gewölben, die wohl ein Geheimniß waren, ehe die Zerstörung der Burg sie sichtbar machte.

Mitten aber unter diesen Trümmern der alten Burg, die Menschenhände erbaut, und Menschen-

hände wieder zerstörten, standen die Kinder des nahen Waldes, mächtige Bäume, vom Waldrevier dorthin gesendet als winziges Samenkörnlein durch seine Bewohner, die Vögel, den Specht, den Hehr und andere. Allerlei Buschwerk aber hatte sich angesiedelt auf der Höhe der noch stehenden Mauern und halb zerfallenen Thürme, und leise flüsterten dessen Blätter, wenn der Fittig eines Windhauches sie streifte, der vom Walde aus nieder in's Thal flog.

Stille und einsam aber war es sonst im zerfallenen Burghofe, nur der Ruinenvogel, das Rothschwänzchen, wiegte sich mit seinen zierlichen Bewegungen in einer Fensteröffnung, und sah furchtlos den Kindern zu, die einen Brombeerstrauch entdeckt hatten und dessen Früchte naschten.

Dann liefen sie weiter, stets vorwärts dringend zwischen dem alten Gemäuer, und jetzt rief plötzlich Judith:

„Sieh' einmal, Günther, das prächtige Gras, ein lebendiger Federbusch, der hier in der Erde wächst, und da eine Pflanze, die ich noch nie gesehen, und wieder hier ein Rosenstrauch. Das sind keine Heckenröslein, wie sie unten bei uns an den Feldwegen wachsen, wiederum aber nicht die großen, schönen Rosen, die man in unseren Gärten sieht. Wie kommt das Alles hierher?"

Sehr ernsthaft versetzte Günther:

„Selbiges sind die Rudera, oder Ueberbleibsel, aus Kaiser Caroli's Burggarten, wie man denn behaupten will, daß derselbe aus fremden Landen allerlei kostbares und seltenes Pflanzenwerk nach Deutschland bringen ließ, und dahier heimisch zu machen suchte. Manches Kraut ist da wohl verkommen, wie es nicht mehr sorgsam geheget worden, anderes hat sich gehalten, so wie die Federbüschlein, die man Federgras*) nennt, wiederum anderes ist verwildert und aus der Art geschlagen."

„Du weißt und verstehst aber auch Alles," rief das kleine Mädchen mit offenbarer Bewunderung, „sage mir aber deßhalb, warum hier der Boden

*) In allen Burgen und Pfalzen, in welchen Karl der Große sich aufzuhalten pflegte, wird das Federgras, Stipa pennata, und, als Strauch, ein Ahorn gefunden, Acer monspessulanum, der in unseren deutschen Wäldern sonst nicht vorkommt. Daß übrigens Karl der Große, so wie für den Ackerbau, auch für die Gärtnerei sich lebhaft interessirte, geht aus einer der wichtigsten Urkunden seiner Zeit hervor, aus dem sogenannten Capitulane, einer Verordnung Karl's über die Bewirthschaftung seiner Güter, und es werden im Capitulane Rosen und Lilien angeführt, und, unter verschiedenen Obstsorten, auch der Pfirsiche gedacht.

so schwarz ist, und warum allenthalben hier kleine Kohlenstückchen umher liegen."

„Die Kohlenstücke hat der letzte Regen ausgewaschen," gab Günther zur Antwort, „aber sieh!"

Er begann mit einem Ziegelstücke, welches ohnferne auf der Erde lag, in dem schwarz gefärbten Boden zu graben, und es kamen nun in der schwarz gefärbten Erde eine Menge größerer und kleinerer Kohlenstücke zum Vorscheine, und eben so an den Kanten geschmolzene und verglaste Ziegel und Backsteine, und Fragmente verrosteten Eisens.

„Man nennt das die Brandschicht," setzte Günther hinzu, „und mein Vater sagt, daß man Aehnliches in allen Ruinen findet, die durch Brand und Zerstörung entstanden sind."

„Zerstört," sagte Judith, „wie einfältig bin ich, denn bis jetzt dachte ich gar nicht daran, wie die große, schöne Burg, mit ihren starken Mauern also verfallen konnte. Aber warum hat man sie denn zerstört, und wer that das?"

„Der helle, wüthige Bauernhaufe hat's gethan, im bäurischen Aufruhr Anno 1525," erwiderte Günther.

„Auch meinen Vater habe ich davon sprechen hören," sagte Judith, „und er meinte, es könne

dergleichen wohl wieder kommen, aber warum haben denn die Bauern die schöne Burg zerstört, die der große Frankenkönig Karl erbaute?"

„Die nicht allein ist also zerstört worden," versetzte Günther, „noch eine Menge anderer Burgen, Schlösser und Klöster sind von ihnen gebrochen, ausgeraubt und gebrannt worden. Aber Juditchen, da will ich Dir drei Verslein hersagen, die ich in einem Buche meines Vaters gelesen, und wohl behalten habe.

„Diese Verslein hat gemacht ein sicherer Fritz Beck, der zu selbiger Zeit Zeugmeister auf Schloß Marienberg bei Würzburg war. Die Bauern haben das Schloß auch stürmen und brechen wollen. Ist ihnen aber der Schnabel sauber gehalten worden, und mußten unverrichteter Sache, und mit Schimpf und Schande wiederum abziehen. Die zwei ersten Verslein sagen aber mehrlei Burgen an, so die Aufständischen gebrochen und ausgebrannt, das dritte aber ihr Fürgeben, warum sie Solches gethan. Die beiden ersten lauten aber also:

Wer hat getrieben große Schand',
Wer hat viel Guts verheert?
Wer hat die Schlösser abgebrannt?
Die Kästen ausgeleert?

Den Reuſenberg und Trimberg,
Werneck und Zobelſtein,
Den Sodenberg und Schwanberg,
Den Reichelsberg und Bramberg,
Den Altenſtein
Und Rottenſtein
Und andre fein?
Auch Rottenfels und Stollberg?
Sagt Jedermann doch nein. (??)

Das neue Haus zu Bimbach,
Caſtell und Schwarzenberg,
Auch Reichenberg und Grumbach,
Lütthard und Stephansberg:
Auch Giebelſtadt und Speckfeld,
Roßberg und Karolsburg:
Auch Bodenlaube und Blechfeld,
Schwebheim und Effenfeld,
Dazu Landsburg
Und Schwarzenburg
Verheeret wurd.
Jedoch hat's ihnen gefehlt
Vor unſerem Frauenberg.

„Die, wie Fritz Beck ſagt, „„fürgewendete Urſach derer Bauern, ihres Aufruhres aber"", das dritte Verslein, lautet alſo:

Sie gaben vor mit Liſten,
Sie ſäßen viel zu ſchwer,
Wir wären alle Chriſten,
Einer gleich dem andern wär,

Ihr Fürst sollt selbst gar eben,
Selbst mündlich bei ihnen seyn,
Ihr evangelisch Leben,
Thät fast dawider streben;
Die Pfafferey
Und Rentherey
Wär Triegerey,
Sie wollten nichts mehr geben,
Sie wollten bleiben frey."*)

„Ganz verstehe ich's freilich nicht," sagte die kleine Judith, „aber zum Theile kann ich mir doch denken, was er gemeint hat. Aber was sagten denn dazumal die Leute zu all dem Greul?"

„Weiß nicht," erwiderte Günther, „aber ich habe einmal, als mein Vater mit dem alten Rathsschreiber von jenen schlimmen Zeiten sprach, den Letztern sagen hören:

„„Die Molestirten und solche, die fürchten, sie könnten wohl auch noch geschädigt werden, schimpfiren gewaltig, Andere aber, denen es überhaupt in ihren Kram paßt, oder die dabei im

*) Das ganze Gedicht des alten Zeugmeisters hat 68 Strophen und ist zu lesen in: Neueste Sammlung von allerhand Geschicht-Schriften ꝛc. von P. Ignatio Gropp ꝛc., Wirtzburg bei Marco Antonio Engmann. 1748. Tom. III. p. 141.

Trüben zu fischen hoffen, finden das, und andere Räubereien, schön und billig.“ “

„Mir gefällt es nicht,“ erwiderte das kleine Mädchen.

Aber die Sonne ging zur Neige und die Kinder gedachten des Heimganges, und wieder zur Mauerlücke gehend, von der aus sie vorhin einen Blick ins Thal geworfen, beschlossen sie, von dort den steilen Bergabhang hinab zu klettern, obgleich der alte, zur Burg führende Weg noch wohl erhalten war, und bequem abwärts führte.

Lange Schatten warfen unten im Flußthale schon die Bäume, in den Thälern, jenseits des Flusses, dämmerte es fast schon, und nur die Dächer und Kirchthürme der Stadt drüben am Ufer des Flusses glänzten im Scheine der scheidenden Sonne.

Einen Augenblick verweilten die Kinder nur noch, niederblickend in ihre Vaterstadt, und Judith sagte:

„Du, Günther, fast wie die Burg hier, Karlsburg, so heißt ja auch unsere Stadt: Karlstadt, warum das?“

„Weil sie ebenfalls der große Frankenkönig Karl gegründet und erbauet hat,“ versetzte Günther.

Wie es aber häufig erwachsene und für ver-

nünftig gehaltene Leute machen, wenn ihnen auf irgend einer bedeutenden Höhe eine weite Fernsicht sich bietet, so trieben es nun auch unsere kleinen Freunde.

Denn die Großen, statt das Malerische der Landschaft zu würdigen, ihre romantischen Parthien zu bewundern und an ihrer Schönheit sich zu ergötzen, spähen sorgsam mit dem Fernrohre nach irgend einem weit entlegenen, kaum sichtbaren Punkte, einem fernen Bergrücken etwa, der ihnen bekannt, oder nach einer Thurmspitze ihrer Vaterstadt, um dann sagen zu können: Ich war auf dieser oder jener Höhe, man sieht von dort aus wohl an fünfundzwanzig Stunden weit, und wir konnten sogar die Thürme unserer Stadt sehen.

Die Kinder aber blickten hinüber in ihre Stadt und suchten die Häuser ihrer Eltern.

Und dort glänzte, sonnenerleuchtet, das Haus des reichen Kaufmanns Ehrhard Armiller, Judith's Vater, und seine hohen Giebel überragten weit die Nachbarhäuser.

Günthers Vaterhaus aber, das von Georg Lobhart, lag, fast allzu bescheiden, dicht an der Mauer, und die Strahlen der Sonne wußten das niedere Dach nicht mehr zu finden.

Der kleinen Judith aber fiel es heute zum

ersten Male auf, daß ihres Spielgenossen Vater seinem Sohne so schöne Dinge aus allen Zeiten zu erzählen wußte, während er wenig vermögend, ja fast arm zu nennen, ihr eigener Vater aber, einer der reichsten Männer in der Stadt, nur selten von etwas Anderem sprach, außer von Handel und Wandel, und Geld und Gut.

Günther aber kramte jetzt, abwärts kletternd, nicht ferner seine vom Vater erlernte Gelehrsamkeit aus, sondern da beide Kinder wacker hungrig geworden, so sprachen sie vom Abendimbiß, der ihrer zu Hause wartete.

„Ich kriege heute", sagte Judith, „ein süßes Rahmsüppchen, oder ein Kernsüppchen, vielleicht auch eine geriebene Suppe, das aber weiß ich gewiß, daß es ein süßes Eierflädlein giebt, da freue ich mich drauf."

Günther aber sagte, zufrieden und vergnügt sich die Hände reibend:

„Wir haben eine Haferſuppe, und Kornbrod bekomme ich so viel ich will, Du, das ist besser als Gerstenbrod."

Daß Judith ein Weizenbrod haben würde, hatte sie gar nicht gesagt, und jetzt schämte sie sich fast das zu thun. Aber es hätte sie glücklich gemacht,

wenn sie ihr leckeres Abendbrod mit ihrem Gespielen hätte theilen dürfen. —

Fast zwei Stunden hinter der Karlsburg, gegen die Berge zu, lag mitten im Walde ein Forsthaus, auf dem der Förster Peter Frank saß.

Billig hätten wir sagen können ein Jägerhaus, und eben so: der Jäger Peter Frank, denn die Jagd war damals die Hauptsache, das Holz wuchs von selbst, ohne Forsträthe und Forstschulen, und die Bauerschaft brauchte es nicht zu stehlen, sondern holte es einfach, weil es eben in Hülle und Fülle vorhanden.

Weit ins Blaue würde man aber treffen, wenn man glauben würde, wir wären gegen die gegenwärtige Einrichtung, gemäß welcher man das liebe Holz verkauft, denn es stehen uns gewichtige Gründe zur Seite, welche uns diesen Gebrauch erfreulich finden lassen.

Um aber auf den Förster Peter Frank zurück zu kommen, so wollen wir bemerken, daß dessen Ehefrau Brigitta hieß und früher bei Frau Afra, der Mutter Judith's, als Magd in Diensten stand.

Wacker hatte die jetzige Försterin bei Frau Afra Armiller das Kochen gelernt, und aus Dankbarkeit sendete jetzt der Förster zu billigen, billigsten Preisen feistes Wild in Frau Afra's Küche, kam aber

Brigitta selbst in die Stadt, so barg ihr Kober meist ein Stücklein Federwild, oder mehrere desselben, wie es eben die Jagdzeit erlaubte, das Auer- und Birkwild, das Rebhuhn, eine Schnepfe, oder das gar trefflich schmeckende Haselhuhn.

Eben war sie wieder in der Stadt gewesen und hatte die Erlaubniß erbeten, daß Judith ein paar Tage zu ihr auf die Försterei dürfe.

Fürstliche Gnaden Johannes Gottfried, ein Edler von Aschhausen, war in der Stadt gewesen, hatte bei den Nonnen eingesprochen und die Schule visitirt, so diese im Kloster hielten, und da Alles vortrefflich gefunden wurde, und die Schülerinnen wohl bestanden, so war es billig, daß selbigen eine Vacanz von einer Woche gegeben wurde, eben so billig aber, daß die kleine Judith Erlaubniß erhielt auf das Forsthaus gehen zu dürfen, da sie sich als eine der besten Schülerinnen bewiesen hatte.

Ringsum war Friede im Lande, Zigeuner und anderes verdächtiges Gesindel war lange nicht in der Gegend gesehen worden, und so war es wohl zulässig, daß man Judith allein zum Forsthause gehen ließ, ihr indessen bedeutete, daß sie in einigen Tagen durch einen Knecht ihres Vaters abgeholt werden würde, damit sie nicht allzu lange bei den Försterslenten bliebe.

Aber auch hinwärts sollte sie nicht ohne Begleitung sein.

Als sie aus dem Nachen sprang, der sie über den Fluß setzte, trat ihr hinter einem der Weidenbüsche, welche die Ufer säumten, lachend Günther entgegen und bot sich ihr als Begleiter an bis zum Jägerhause, im Falle sie Nichts dawider habe.

Das hatte sie nicht, und so erzählte er ihr nun, daß er von Frau Brigitta, die auch bei seinem Vater gewesen, erfahren habe, wie sie die Erlaubniß erhalten, die Jägersleute zu besuchen, und daß er sich da gleich entschlossen, mit ihr zu gehen und bereits, obgleich es noch früh am Tage, doch wohl schon eine Stunde auf der Lauer gelegen, um auf sie zu warten.

Selbander bestiegen sie nun den Burgberg, durchschritten die Ruine, und liefen dann waldeinwärts auf dem ihnen Beiden bekannten Wege zum Forsthause.

Fröhlich plaudernd aber und scherzend geschah das heute, und Günther hatte entweder keine Lust seine Gelehrsamkeit auszukramen, oder er war mit derselben zu Ende. Dagegen wußte Judith viel zu berichten von dem Gebahren Seiner Fürstlichen Gnaden bei den Nonnen.

Wie der Bischof so höflich und freundlich ge-

wesen und liebreich gegen die Kinder, ganz wie ein anderer Mann auch, und gar nicht stolz, und wie man ihr erzählt, daß er beim Essen gar höchlich die Kochkunst der Nonnen belobet, vodersamst die Schleckerei und die süßen Bißlein, beim Weine aber ein sauer Gesicht gezogen, fast so sauer, wie der Trank selbst, und gar anmuthig scherzend gesagt, daß der Nonnen Wein selbigem am Bodensee zu vergleichen, den man den Seewein nenne, und den Christus der Herr, auf ihr Ersuchen, den Leuten dort verehrt, also sauer aber, weil sie, ehe sie ihn erkannt, ihn so ungastlich und grob behandelt.

Und dann setzte sie hinzu, daß Fürstliche Gnaden den Nonnen ein Stückfaß aus seinem Keller versprochen, und deß freuten sich heute schon die frommen Schwestern.

Das Forsthaus aber lag vor den Kindern, ehe sie sich dessen versahen, also kurz war ihnen der Weg geworden.

Auf einer mäßigen Freiung stand es, die umgeben war von Eichenhochwald, von uralten, riesigen Stämmen, deren Gipfel das hohe Giebeldach der Försterwohnung überragten.

Ein mächtiges Hirschgeweihe über der Thüre kennzeichnete das Jägerhaus als ein solches, zwei

Dacherker zierten die beiden Seiten des Daches, und der steinerne Tisch vor der Thüre gab dem stattlichen Hause einen gemüthlichen, gastlichen Anstrich.

Bis zu diesem, mit Holzbänken umstandenen Tische begleitete Günther seine kleine Freundin, dann aber reichte er ihr die Hand und schickte sich an den Heimweg anzutreten, aber der aus der Thüre tretende Förster rief ihn an:

„Wohin, Günther, und was treibst Du für Possen?"

Und als Günther sagte, daß er Judith das Geleite gegeben und nun wieder heim wolle, versetzte der Förster Frank:

„Wäre nicht übel, wenn meines Freundes Sohn fortlaufen sollte von meinem Hause, ungespeist und durstig! Nein, Du bleibst hier, so lange klein' Judith auch hier bleibt, und wegen Deines Vaters brauchst Du nicht bange zu haben, denn ich muß heute noch hinüber zur Stadt auf das Amt, und dann spreche ich zu bei meinem Freunde Lobhart, und sage ihm, daß Du wohl aufgehoben."

So blieb denn Günther, da er wohl wußte, daß sein Vater Nichts dawider habe, und auch er und Judith hatten Nichts dagegen, daß die Försterin, nachdem sie Beide freundlich bewillkommnet, ihnen

kund gab, daß der Mittags-Imbiß, ehe noch ein Viertelstündlein vorüber, müsse gegessen werden, und das zwar deßhalb früher als sonst, weil ihr Herr zur Stadt müsse ins Amt.

War aber der Weg den Kindern kurz geworden, so war desto größer ihr Hunger, einmal weil sie wacker gelaufen durch den Wald, und zweitens, weil ein braves und gesundes Kind stets Hunger haben soll, von wegen des lebhafteren Stoffwechsels, der aber freilich viel später erfunden worden, als der Hunger selbst.

Auf dem Steintische vor der Thüre des Hauses ward die Mahlzeit gerichtet, denn das liebte der Förster, gegen die Gewohnheit vieler Anderer, die ohnedem fast den ganzen Tag im Freien, und die selbst die frische Luft absperren von ihren Stuben, da, wie sie sagen, sie deren eben genug hätten draußen in Feld und Wald.

Schmackhafte Sachen aber stellte Frau Brigitta auf den Steintisch.

Zum Ersten: Eine Eier- oder Töpflein-Suppe, bestreuet mit Muskatnuß-Blüthen.

Zum Andern: Ein Dorsch- oder Herzlein-Kohl, nur mit einem Stäublein Mehl als Anbrennens dazu, und desgleichen einer Wenigkeit von frischer Butter.

Dann: Ein Vorlauferlein, oder Jung, von einem Reh, mit kleiner Zuthat von Wein, so aber Keiner schmecken soll, daß Wein dabei.

Ferner aber: Ein Hirschzehmer, wohlgemerkt, wohl an acht Tagen eingebeizt in Essig, sauber gehäutelt und wacker gespickt, wie natürlich aber am Spieß gebraten.

Endlich, weil derlei die Kinder, und wohl auch Frau Brigitta selbst dergleichen Schleckwerk gerne genießen: Ein Aepfel-Koch, mit süßem Rahm und Zucker und Zimmet.

Alt und Jung aber ließ sich's wohl schmecken am Steintische vor dem Forsthause, und gar eilig hatte der Förster Frank es nicht mit seinem Gange zur Stadt, denn er sagte:

„Die Sonne genirt mich nicht, denn es ist immer besser erstickt als erfroren, mit einem ordentlich eingehaltenen Jagdschritt bin ich drüben in der Stadt, wie man eine Hand umdreht."

So plauderte er lustig und guter Dinge mit den Kindern, und streuete den Waldvögeln Bröselein, die selbe behaglich verzehrten und vertraulich und sorglos zu seinen Füßen saßen, und mithielten an der Freitafel.

Verwundert sagte Günther:

„Wie zahm und heimlich sind da außen bei

Euch im Walde die Vögelein, und gar nicht so scheu wie bei uns in der Stadt. Warum das?"

Der Förster erwiderte:

„Jedwedes Gethier vermerkt gar bald, wer sein Freund oder Feind. Die da sind meine guten Freunde und holen hier ihr Bischen Futter, was ihnen lieb, und mir nicht weh thut. Jetzt aber thun sie's nur aus Gewohnheit, im Winter aber, wenn manneshoch der Schnee liegt hier im Forste, ist's Nothdurft, daß sie bei mir offene Tafel suchen und finden. Die wird da außen abgehalten auf dem Steintische, und wir sehen ihnen zu von der warmen Stube, daß es eine helle Lust ist.

„Dafür führe ich freilich Krieg mit dem jagdbaren Zeug im Walde. Davon ist aber ein Theil hinterlistig und boshaft, der andere aber gar schmackhaft und trefflich zu genießen. Also kann es nicht anders sein als wie es ist und von jeher war, und das jagdbare Gethier weiß das wohl selbst, und die Alten sagen's den Jungen, daß der Mensch ihr Feind.

„Eben recht aber fällt mir da Etwas ein, was ich Euch sagen muß.

„Wohl werdet Ihr Kinder heute und in den nächsten Tagen in den Wald laufen, und, zwar glaub' ich's nicht, aber es könnte doch sein, daß

Euch da ein widerhaariges oder boshaftes Gethier begegnet.

„So merkt:

„Kömmt Euch ein starker Keiler an, so thut, als ob Ihr ihn gar nicht sehet. Bückt Euch zur Erde und sucht Beerlein, oder thut dergleichen, aber lauft nicht davon und geht auch nicht auf ihn zu, halblaut dürft Ihr wohl ein Liedlein summen, aber in seine kleinen, rothen Augen sollt Ihr nicht schauen.

„Er glaubt dann, Ihr habet ihn wirklich nicht bemerkt, drückt sich still ins Buschwerk und macht sich davon, denn er fürchtet und scheuet die Menschen, und geht nur an, wenn er gereizt und verwundet.

„Mit dem Hirschen ist es zu jetziger Zeit schon ein ander Ding. Der hat jetzunder allerlei Liebesgedanken im Kopfe, und ist dabei ärgerlich und voller Zorn auf alles Lebendige, was gar dumm und einfältig, da, außer einem andern Hirschen, ihm Keiner nichts in den Weg legt.

„Da fällt mir aber bei, daß solche Sachen nicht sein für Euch Gelbschnäbel. So gebt also wohl Acht.

„So Ihr einen starken Hirschen gewahr, so bäumt Euch!“

„Was sollen wir thun?“ sagte Judith, die mit voller Aufmerksamkeit den Worten des Försters gelauscht hatte.

„Ihr sollt Euch bäumem, das will sagen: so rasch wie möglich auf den nächsten besten Baum klettern, denn solches nennen wir Jäger bäumen.

„Der Hirsch stößt dann voll Zorn ein paarmal mit seinem Geweihe in den Baum, dann aber geht er, und kehrt nicht wieder, da er andere Sachen unter seinem Geweihe hat.“

„Warum bäumt man sich nicht beim Keiler?“ fragte Günther.

Frank lachte.

„Das wäre gefehlt,“ sagte er. „Hat den was verdrossen von irgend Wem, so geht er nicht von der Stelle, sondern wartet unten stunden-, ja wohl tagelang, bis den oben auf dem Baume, kömmt nicht Hülfe, der Hunger herab treibt.

„Ferneres: Den Wolf hat's wohl auch hier im Revier, selten aber gar hier in Nähe von menschlicher Wohnung, und jetzt, zur Sommerszeit, höchstens allein und nicht in Rudeln.

„Dem geht nur rasch zu Leibe, scheltet ihn, und gebt ihm laute, schlimme Worte. Wohl läuft er da, hält er aber, und thut, als ob er sich stellen wolle, so giebt er sicher Ferſengeld, wenn Du,

Günther, ihm auf den Pelz rückst, und mit Deinem Stecken wacker traktirst, denn er ist feige von Natur, und nur zur Winterszeit macht ihm der Hunger Courage.

„Das sind die Drei, von denen Euch ein Leid geschehen könnte, wenn Ihr es nicht macht, wie ich Euch es anbefohlen.“

Jetzt aber hing der Förster seine Büchse um, und machte sich auf den Weg zur Stadt, die Kinder aber gaben ihm ein Stückchen Weges das Geleite, und liefen dann seitab in den Forst.

Kapitel II.

Wie Günther und Judith durch den Wald liefen, und was der Förster erzählte vom Waldgethiere und vom Gespensterwesen im Forste. Vom alten Lobhart, der so gelehrt war, daß er es zu Nichts bringen konnte, und wie Günther, sein Sohn, ein Jäger werden wollte und sollte.

Waldromantik! Wer läugnet sie?

Sagen wir, wer läugnet das wunderbare, erhabene Gefühl, das uns überkömmt in dem mächtigen Dome, den Gott gebaut, und das grüne Blätterdach gewölbt hat über den himmelanstrebenden Säulen der Baumstämme.

Waldeinsamkeit, du stille, heilige, wem geht da nicht das Herz auf, wenn du ihn umziehst!

Und wie jubelt da nicht das Herz des biederen Holzspekulanten in solch' heiliger Einsamkeit, wenn er die tüchtigen Holländer ansieht, bei denen er vierzehn Kreuzer (vierzig Pfennige) am Kubikfuße verdient, das Astholz umsonst hat, und vielleicht auch noch einen Theil des Niederholzes, da die ganze hehre, heilige, schlagfähige Waldromantik abgeholzt

und verauktionirt wird, das Stamm-, Nutz-, Scheit-, Knüppel- und Wellenholz!

Nicht ganz die gleichen Gefühle hatten die Kinder, denn was wissen so kleine Rangen von Geschäft und Profit. Die kleine Judith aber sprang und hüpfte singend und fröhlich durch die Büsche, und fühlte sich glücklich, und obgleich sie wohl wußte, daß sie so lustig, weil sie im Walde war, so konnte sie sich doch keine Rechenschaft geben, warum sie der Wald also stimmte.

Günther aber blickte trotzig um sich, und wartete, ob die Thiere nicht bald kommen wollten, von denen der Förster gesprochen.

Unlieb wäre ihm der Hirsch gewesen, denn er lief nicht gerne davon, und das „bäumen" war doch eigentlich nichts weiter als ein Ausreißen. Ehr ging es doch mit dem Keiler, denn gewissermaßen drückte sich der, und er, Günther, behauptete das Feld.

Das Richtige aber wäre Meister Isegrimm gewesen.

Dem wollte er zu Leibe gehn, ihm tüchtig die Meinung sagen, und wacker mit seinen Stocke bearbeiten. Klein' Judith aber sollte hinter ihm stehn, und er würde schon Sorge tragen, daß ihr kein Leid widerführe.

Niemals vorher hatte er sich in eine ähnliche Lage gedacht, nun aber gefiel er sich ganz außerordentlich in der Rolle des Beschützers, obgleich er selbst nicht recht wußte, wie das kam.

Aber die Thiere kamen nicht. Nur der heisere Ruf des Hehers erscholl aus der Ferne, und der Specht klopfte bei den Bäumen an und fragte, ob in ihrem Rindenkleide nicht ein Würmlein, oder ein Käfer für ihn vorhanden als Atzung. Da vergaß Günther auch die Heldenthaten, die er ausführen wollte, und begann Beerlein zu suchen mit Judith.

Die Heidelbeere, die eben zu reifen begann, und, als Seltenheit, die würzig duftende Walderdbeere, denn bis spät in den Sommer reift dieselbe noch an einzelnen Büschen im Waldrevier. Blühten die zum zweiten Male, weil sie eben nichts Besseres zu thun wußten in ihrer Einsamkeit, oder verträumten sie den Frühling, und holten nun das Versäumte nach? Wir wissen das nicht, und Günther und Judith erging es eben so, aber sie schmausten die gefundenen, und banden von den tief dunkelblauen Heidelbeeren eine gute Menge in ein Tüchlein, um sie Frau Brigitta mitzubringen ins Forsthaus.

Das war freilich etwas Alltägliches für die mitten im Walde Hausende, aber deß gedachten die Stadtkinder nicht.

Dann setzten sie sich nieder, um auszuraſten, und plauderten von Dieſem und Jenem.

„Was ſind das aber für gewaltige und ſtarke Eichen," ſagte Judith, „gar nie in meinem Leben habe ich ſo mächtige Bäume geſehen. Wie alt mögen die wohl ſein?"

„Ich habe ſagen hören," verſetzte Günther, „daß der Eichenbaum an tauſend Jahre alt wird, und wohl noch darüber."

„Ach Gott," rief Judith, „da iſt es ja wohl ſogar möglich, daß der großmächtige Kaiſer Carolus dieſelben Bäume geſehen hat, die wir jetzt ſehen?"

Günther bedachte ſich einige Augenblicke, dann ſagte er ernſthaft:

„Das iſt nicht von beſonderer Bedeutung, denn er ſah ja auch den Fluß, drüben im Thale, die Berge, und Sonne, Mond und Sterne, die auch wir noch heute ſehen."

Die kleine Judith aber ſah ſtaunend auf ihren Geſpielen, und bewunderte ſeine Weisheit.

Plötzlich aber verſtummten beide Kinder.

Sie hatten ein fernes Rauſchen im Buſchwerk vernommen, und ſahen ſich nun fragend an.

Jetzt regte es ſich näher im Buſche, dann war es wieder ſtille, jetzt aber ein Rauſchen der Blätter, faſt in nächſter Nähe.

Der Wolf!

Kampflustig runzelte Günther die Stirne, befahl mit einer gebieterischer Bewegung der Hand dem kleinen Mädchen ruhig sitzen zu bleiben, er aber schwang seinen Stock, sprang auf, und schritt zur gefährlichen Stelle:

„Heraus da, Meister Isegrim, Dieb und Räuber! Ich will Dir zeigen, wo Barthel den Most holt!“

Einen Augenblick jetzt ein gewaltiges Rauschen, das aber rasch in der Ferne verklang, dann flog mit mächtigen Sätzen ein Reh über eine Lichtung des Waldes.

„Schade,“ sagte Günther stolz, „schade, ich dachte es sei ein Wolf!“

„Und ich glaubte es auch,“ rief Judith, „aber ich habe mich gar nicht gefürchtet, Du wär'st schon mit ihm fertig geworden.“

„Das will ich meinen,“ versetzte mit drohender Miene der junge Held, „und ob ich mit ihm fertig geworden wäre!“

„Und am Ende hätten wir ihn gar todt gemacht,“ setzte Judith hinzu, „und hätten ihn mit nach Hause gebracht. Da hätte der Förster und Brigitta sich wundern sollen!“

Günther stellte das nicht in Abrede, und dann liefen sie weiter durch den Wald, schwatzend und

plaudernd, wie es eben sorglose Kinder zu halten pflegen, wenn sie durch Wald und Flur laufen.

Endlich aber wurde Günther schweigsam, und als Judith das bemerkte und ihn fragte:

„Warum so stille, was hast Du denn?“ gab er zur Antwort:

„Ich denke mir, daß ich gerne ein Jäger werden, den Keiler fällen, den Hirsch jagen und den Wolf erlegen möchte. Denn da im grünen, frischen Walde behagt es mir besser als drunten in den Straßen der Stadt!“

„Und ich,“ sagte Judith, „wenn ich eine Försterin wäre, wie wollte ich da die Waldvögelein füttern, und vor den wilden, bösen Thieren hätte ich gar keine Angst!“

Ei, ei, klein' Judith, was sind das für Gedanken!

Freilich aber recht langweilig möge manchem städtischen Leser, der kaum je als Kind im grünen Forste sich glücklich gefühlt, das kindische Treiben unserer zwei kleinen Freunde im Walde erschienen sein. Dagegen klingt es wohl auch Manchem zu Herzen, der da sich der glücklichen ersten Jugendzeit erinnert.

Wohl zu bedenken ist aber unter allen Umständen, daß aus Kindern Leute werden, und daß wir,

sobald es nur halbwegs möglich, es nicht fehlen lassen wollen an Mord und Todschlag, an Liebe, Treue und andern schönen Sachen, an großen und kleinen Dieben, und überhaupt an Allem, was des Menschen Herz erfreut.

Für heute aber lassen wir die Sonne sich niedersenken zum Rande der Berge.

Ihre letzten Strahlen vergoldeten nur noch die höchsten Gipfel der Eichen, und unten im Hochwalde begann es schon zu dämmern, da gedachten die Kinder des Heimganges, und als sie das Forsthaus erreichten, trafen sie fast gleichzeitig ein, mit dem aus der Stadt zurückgekehrten Förster Frank.

Der brave Mann war gut gelaunt, wohl weil er seine Geschäfte in der Amtskellerei rechtschaffen besorgt, und vielleicht auch weil er einen guten Trunk gethan in der Stadt, wie solches die vom Lande schon in alten Zeiten also zu halten pflegten, und, will's Gott, werden die Zeiten auch noch so schlimm, doch auch in der Folge also halten werden.

Aber seine heimische Abendkanne versäumte der Förster deßhalb doch nicht, denn seiner stillen Häuslichkeit läßt kein braver Mann entgelten, was er auch draußen erfahren, und was ihm immer begegnet sein mag.

So kam es, daß noch ein gutes Stücklein Zeit heiter und fröhlich verplaudert wurde.

Frank brachte allerlei Neuigkeiten mit aus der Stadt, Frau Brigitta aber erzählte von dem Dorfe, in dem sie geboren, so Lautenbach genannt wurde, und welches sie für die schönste Dorfschaft hielt in der ganzen Welt.

Dann sprach sie von den Diensten, in welchen sie gestanden, von der bösen Frau drinnen in der Bischofsstadt, bei der sie gedient, und die sie gar schlimm traktiret, mit losen, giftigen Worten, und dabei ihr kein Bröcklein Brod gegönnt habe.

Seine höchstselige fürstliche Gnaden, Julius Echter von Mespelbrunn, hatte sie mit selbsteigenen Augen, vom Hofe in der Stadt aus, hinauf in das Schloß reiten sehen, zu anderen Zeiten wiederum abwärts, und wie dieser Herr höchst leutselig und gemein mit der geringen Bürgerschaft, und er war es auch, der das große Spital für Krüppel und Preßhafte aufgebauet, und da sie einmal im Loben war, so sprach sie von Frau Afra, Judith's Mutter, und wie das die beste und gütigste Brodherrin gewesen auf der ganzen Welt.

Frank erzählte dann von dem Gethiere, das im Walde hause.

Gar rar und selten war der Bär, in seinem

ganzen Leben waren ihm nur zwei Stücke angekommen, die er aber alle Beide, mit Gottes Hülfe, glücklich gefällt.

Auch der Luchs zeigte sich minder als in früherer Zeit, was gut, die Wildkatze aber um desto häufiger, und auch die war ein schlimmer Geselle, gar für das Federwild, doch war ihr Balg zu loben.

Dann sprach er von allerlei Wildpret, wie selbiges zu hegen, zu jagen und zu fangen auf regelrechte und waidmännische Art. Begierig aber horchte Günther auf solche Reden, und wagte schüchtern bisweilen eine Frage, was aber dem Förster wohl zu gefallen schien, denn bereitwillig gab er Antwort und Aufklärung.

Als aber nun eine Pause eingetreten war, fragte Günther:

„Ist es denn wahr, Herr Förster, was ich habe sagen hören, daß es im Walde ganz andere Gespenster und Unholde giebt, als in der Stadt und auf dem Felde?“

Und auch da war Frank wohl erfahren und ertheilte rasch Auskunft.

„Gespenster hat es im Forste,“ sagte er, „und auch ganz andere Art und Sorten als draußen im Lande, gar viel aber ist erlogen, was von solchem Spuk in den Büchern steht, obgleich es auch wohl

möglich, daß es in andrer Landschaft, oder in alten Zeiten dergleichen gehabt hat, den jedwede Landschaft hat ihr appartes Gespenst, und selbiges wechselt auch mit der Zeit.

„So ist in einem alten Buch, das Gervasius Tilberiensis*) verfaßt hat, und das Dein Vater besitzt, zu lesen von einem Ritter, der im Jagdforste von Gloceſter, im Lande Großbritannien, dem Waidwerk obgelegen.

„Der stieg auf eine kleine Anhöhe und sprach für sich: „„Ach! was bin ich doch so müde und durstig.““

„Da stand plötzlich ein gar herrlich gekleideter Schenke neben ihm und präsentirt ihm ein Trinkhorn, reich geziert mit Gold und Edelstein, und gefüllt mit einem unbekannten, aber vortrefflichen Tranke, der sofort alle Hitze und Ermattung von dem Ritter nahm. Dann verschwand der Schenke, aber an selbiger Stelle haben noch später viele Andere diese Gelegenheit benützt, und sind stets trefflich bedient worden.

„Es ist möglich, daß dort im Lande solcher Gebrauch bei den Waldgespenstern geherrscht hat,

*) Gervasii Tilberiensis otia imperialia. cap. 60.

hier herum aber hat mir noch keines ein Tröpflein offerirt.

„Auch Frauen und Waldnymphen giebt es keine im deutschen Lande, obgleich für sicher erzählt wird,*) daß in alten Zeiten dem König Hother, so in Dänemark und Schweden regieret, Waldjungfrauen begegnet, die sich gar artlich und und zuthulich gegen ihn aufgeführt, und später durch allerlei Zauberei aus großen Molesten und Ungemach befreit haben.

„Solches Frauen- und Nymphenvolk stammt aber noch von den alten heidnischen Göttern ab, und wenn's wo noch welche hat, so mag das im Land Italia sein, wo die Heidengötter früher die Oberhand hatten."

Der Förster schwieg hier.

„Was hat es denn aber hier im Walde für Spuk und Gespenster?" fragte Günther.

Frank that einen tiefen Zug aus seiner Kanne und sagte dann:

„Allerhand!"

Er schien nicht gerne von Persönlichkeiten zu sprechen, die ihm heute oder morgen begegnen

*) Olaus im dritten Buche von nordischen Reichen im Kapitel 9: de regnis septentrionalibus.

konnten. Als aber Günther ihn fragend ansah, und Judith, obgleich es sie graute, dennoch die besten guten Worte gab, daß er erzählen möge, sagte er:

„Die Waldweiblein oder Moosweiblein sein hier im Walde und in jedem deutschen Forste, und mein Lehrprinz*) hat selbst mit ihnen gesprochen.

„Die im hiesigen Walde haben das nicht von der Weiberart, daß sie gerne plaudern, wohl aber das, daß sie gerne fexiren.

„In der Morgen- und Abenddämmerung, also im Zwielichte, fast noch lieber aber im Mondschein, stehen sie im Gebüsche, oder in Hecken am Wege, und blicken starr nach uns mit ihren Gespensteraugen. Geht man aber keck auf sie zu, so verwandeln sie sich flugs in einen alten Strunk, oder in einen mit Moos bewachsenen Stein, und thun, als ob sie's gar nicht gewesen. Es ist aber zu merken, daß sie selbigen Strunk oder den Stein stehen lassen, entweder aus Scherz, oder aus Boshaftigkeit, also daß, wenn man später wieder dorthin kömmt, man immer nur den Baumstamm oder den Stein sieht, aber kein Waldweibchen mehr."

Judith fragte:

*) Lehrprinz, wohl von Prinzipal abzuleiten, der Lehrherr des jungen Jägers. Fast bis in unsere Zeit war dieser Ausdruck gebräuchlich.

„Giebt es denn die Hullefrau auch im Walde? In den Häusern huscht die des Nachts in den Gängen umher, hockt im Ofenloche, und wenn man in der Nacht aufwacht, steht sie wohl gar in einer Ecke der Stube und sieht uns starr an.“

Das kleine Mädchen schüttelte sich schauernd, der Förster nickte bejahend, und sagte:

„Sie sitzt, wenn der Mond im Zu- oder Abnehmen ist, an Kreuzwegen, an welchen kein Bildstock steht, auf großen Steinen, oder Felsen, die in einem Bache, oder überhaupt in fließendem Wasser stehen, und auch in tiefen Schluchten schwebt sie auf und nieder. Sie scheint aber stets traurig zu sein, und hat noch Keinem Etwas zu Leide gethan.“

„Mein Vater spricht,“ sagte Günther, „es wäre die Hullefrau eine alte heidnische Göttin, die eigentlich Hulda hieße, und noch übrig wäre aus der alten Zeit.“

„Dein Vater ist ein hochgelehrter Mann“, versetzte der Förster, „und muß das am besten wissen. Wenn es aber früher eine richtige Göttin war, so ist sie anjetzo sehr ins Abwesen gekommen.“

Er sprach dann noch von den feuerigen Männern, die im Walde so gut gesehen werden, als draußen auf dem Felde, und in regnerischer Jahreszeit am liebsten den Wanderer schrecken, ruft man sie aber

herzhaft an, davon gehen, oder gar verschwinden. Als aber Günther nun fragte, ob es auch Wehrwölfe gebe, lachte der Förster herzlich und sagte:

„Nein, mein Sohn, Wehrwölfe giebt es keine, und es hat nie solche gegeben, und wiederum kann man sehen, was der Aberglaube für ein schädliches und dummes Ding ist, und wie derselbe leichtgläubigen und einfältigen Leuten die Köpfe verrückt.

„Also einfältig und leichtgläubig seien aber die Bauersleute, die den Wehrwolf erfunden haben und an ihn glauben, und die ganz besonders dem Aberglauben ergeben sind.

„Es kann sein, daß die Bosheit der Hexen einmal irgend einen Spuk daher gezaubert hat, den ein dummer Bauer für einen Wehrwolf angesehen, das war aber Alles Lug und Trug, es giebt keinen nicht. Da war vor etwa zehn Jahren einmal ein groß' Geschrei von einem Wehrwolfen droben bei Kloster Zell im Walde. Aber was war's? Ein alter räudiger Wolf, den der Klosterjäger bald darauf auf dem Anstande schoß.

„Also ist zu merken, Ihr Kinder, vor Nichts soll man mehr sich hüten, als vor dem Aberglauben."

„Das wilde Heer giebt es aber?“ sagte Günther.

Frau Brigitta blickte erschrocken auf den Fragenden, dann auf ihren Mann, dieser aber blickte starr und schweigend vor sich nieder und murmelte kaum hörbare Worte, die fast wie ein Gebete lauteten.

Günther stutzte. War seine Frage schuld an dem eigenthümlichen Benehmen der Försterseleute? Das war doch nicht wohl der Fall, denn die Bewegung des Försters schien bald zu Ende gegangen zu sein, denn er sagte jetzt ganz in seinem gewöhnlichen Tone und gar nicht unfreundlich:

„Kinder, ich denke, es ist nun Schlafenszeit, und wohl werdet Ihr auch müde sein, da Ihr den ganzen Tag im Walde herumgelaufen seid, so kriechen wir in unsere Nester.“

Ausgetheilt waren die Nester bereits am Morgen.

Judith hatte ein Kämmerlein nächst dem Schlafgemache der Försterseleute erhalten, für Günther aber war einer der Dacherker bestimmt worden, den früher der Lehrling des Försters inne gehabt, welcher indessen vor einigen Wochen entlaufen war.

Es trifft sich wohl bisweilen, daß Einer sein

ganzes Leben lang einen Herzenswunsch hegt und mit sich herum trägt, endlich aber zur Grube fahren muß, ohne ihn erfüllt zu sehen.

Wieder ein Anderer aber hat einen Wunsch kaum gedacht, oder ausgesprochen, so ist auch schon die Erfüllung vor der Thüre, und fast so schien es mit Günther gehen zu wollen, der des Nachmittags im Walde den Wunsch geäußert hatte, ein Jäger zu werden.

Darauf deutete das Gespräch, welches Frank mit seiner Frau führte, als Beide allein in ihrer Schlafstube waren.

Von der letzten Frage, welche Günther bezüglich des wilden Jägers gethan hatte, wurde keine Sylbe gesprochen,*) wohl aber sagte der Förster:

„Wie gefällt Dir der Junge, der Günther?"

„Gar gut," versetzte Frau Brigitta, „es ist ein braver und bescheidener Bursche, und verständig scheint er ebenfalls zu sein."

„Was meinst Du, wenn ich ihn statt des verlaufenen Strolchen, des Heiners, als Lehrling nähme?"

„Ach," sagte die Försterin, „er ist aber ja fast

*) Auch später, in diesem Buche nicht was merkwürdig.

noch ein pures Kind, gar zu kraus und hat noch keine Stärken."

„Der gute Wille ist da," entgegnete Frank, „und das ist für das Erste die Hauptsache, die Stärke kommt schon nach, aber er ist flink auf den Beinen, gelehrig, und große Kräfte braucht er vorläufig gar noch nicht."

„Lieb und recht ist er mir," sagte Frau Brigitta, „wenn Du ihn brauchen kannst, denn sicher ist er kein Strolch, wie der Vorige, und ist guter Leute Kind."

„Freilich ja, das ist er, guter Leute Kind, denn der Vater ist gar ein braver Mann, und hoch gelehrt, wäre aber dem Jungen doch mehr Glück zu wünschen, als dem Alten geworden, denn trotz all' seiner Gelehrsamkeit und Ehrlichkeit hat er es doch zu Nichts gebracht."

„Aber warum hat er es zu Nichts gebracht?" fragte die Försterin, „ich gehe wohl hier und da, bin ich gerade in der Stadt, im Hause aus und ein, und da sieht man freilich, daß man dort das Geld nicht mit Scheffeln mißt, aber warum er Nichts erworben, da er doch brav und so gelehrt, das weiß ich nicht."

Frank erwiderte:

„Weil er kein Glück hat, und wohl zu bescheiden war, vieicht auch allzu ehrlich.

„Schon sein Vater, der Hieronimus Lobhart, der Amtskeller war, und also im Röhrig saß, schnitt sich keine Pfeifen, und Fürstliche Gnaden, Julius Echter, soll einmal von ihm gesagt haben: „„Wenn das Rößlein an der Krippen steht, und freßt nit, ist es seine eigene Schuld, so es nit fett wird.““

Will gerade nicht behaupten, daß Fürstliche Gnaden also gesprochen, aber dem Jungen, dem jetzigen Georg Lobhart, Günthers Vater, ging es nicht viel besser.

Er kam nach der Stadt, um auf der von dem höchstseligen Julius Echter gegründeten Universität den Studiis obzuliegen, und that das denn auch gar fleißig, und erst recht mit Hunger und Noth, als der Alte verstorben, und Meister Schmalhans noch mehr Kuchelmeister geworden als vordem.

„Wenn die andern Studiosen beim hellen Kerzenlichte schlampamten, jubilirten und den edlen Steinwein tranken, als ob es eitel Wasser, lag er an seinem Kammerfenster und studirte im Mondlichte, um das Kerzlein zu sparen, und dazu trank er wirkliches Wasser und kauete ein Stücklein Haferbrod.

„Half aber Alles nicht!

„Reich war das Studentenwesen mit Stipendiis dotiret, der Lobhart aber konnte keines erwischen, vielleicht weil er vor lauter Studiren gar nicht daran dachte. Als es aber in der Stadt nicht mehr langte für sein Bodenkämmerlein und trocken Brod, und sein Studentenmantel allzu fadenscheinig geworden, zog er heim gen Karlstadt, und lebt jetzt kümmerlich genug auf dem Häuslein und auf der Scholle, die ihm der alte Amtskeller hinterlassen."

„Er dauert mich," sagte die Försterin, „aber ist es denn sein Wille, daß der Günther Waidmann werden soll?"

„Freilich, und ich sage Dir, Brigitta, das ist der tollste Kautz auf der Welt.

„Als ich heute bei ihm war und bat, daß der Günther ein paar Tage bei uns bleiben dürfe, sagte er:

„„Mit Freuden, und ich wollte, er könnte für immer draußen bei Euch bleiben und etwas Ordentliches lernen, denn der einfältige Junge ist gescheidter als ich, und wird also später noch dümmer werden als ich es jetzt bin.

„„Das will sagen, er hat mehr Talent als ich, und kann jetzt schon mehr, als ich konnte, da ich zehn Jahre älter, als er jetzt ist. Also wird es

ihm noch jämmerlicher gehen, als es mir ergangen und noch bis Dato geht.

„„Sie sagen: Müßiggang ist aller Laster Anfang! In Gottes Namen, ich will's zugeben. Ich aber sage: Das Studiren ist alles Elend's Anfang, gar klar und deutlich spüre ich das an mir selbsten. Der Günther aber ist mein liebes, leibliches Kind, und den will ich nicht elendiglich verkommen lassen. Könnt Ihr ihn also brauchen als einen Lehrjungen, und wollt Ihr ihn draußen behalten im Walde, so verdient Ihr Gottes Lohn, denn im grünen frischen Forste vergißt er, wills Gott, den dummen Bücherkram, den er in meinen alten Scharteken gelernt hat.““

„Und was hast Du ihm zur Antwort gegeben?" fragte die Frau.

„Ich sagte ihm, daß ich mir es überlegen wolle, und daß es sich wohl machen könne. Als ich aber ging, so fragte ich ihn, was er wohl heute noch treibe.

„Da sprach er mit leuchtenden Augen, indem er mir ein altes Pergament zeigte:

„„Da habe ich einen gar köstlichen Schatz, eine Schrift, so sie dem hochgelehrten und gepriesenen Johannes Heidenberg, genannt Trithemius, zuschreiben, und handelt selbige von Imina, des

Hettans jüngerer Tochter. Dergleichen köstlich Werk ist aber mehr werth als Gold und Edelgestein, und mundet besser als Wein und Braten. Weil aber mein Günther nicht zu Hause, brauche ich für den Abend auch kein Süpplein zu kochen, so kaue ich mein Haferbrod und lese das Trithemii opus bis der Morgen graut. Denn in gar vielen Stücken bin ich noch gar einfältig und unerfahren, und wacker zu studiren thut mir gewaltig noth.""

„Den Mohren wäscht kein Laugen rein, dachte ich, als ich von ihm ging, von wegen des Günthers aber wollen wir es uns überlegen."

„Freilich, freilich," sagte Frau Brigitta, welche bereits eingeschlafen war, nun aber sich wieder ermunterte, „freilich ja, das wollen wir thun."

Sie hatte ihrem Manne weder widersprochen, noch war sie ihm in die Rede gefallen, wie das der Gebrauch bei allen guten Frauen ist, wenn sie schlafen.

Während der drei Tage aber, welche die Kinder auf der Försterei verblieben, hatte der Förster Frank sich die Sache bereits überlegt, und war entschlossen den Günther als Lehrling anzunehmen, denn er hatte denselben allwegs anstellig gefunden zur Erlernung des edlen Waidwerkes.

Als Günther vom Abende des dritten Tages in

das bescheidene Vaterhaus zurückkehrte, brachte er ein Brieflein von Frank an seinem Vater mit, was diesen gar sehr erfreute, obgleich er auch wieder erschrak, seinen gegen den Waidmann ausgesprochener Wunsch so bald erfüllt zu sehen. Dann aber verfiel er in ein tiefes Nachsinnen, und offenbar war es eine wichtige Sache, welche er überlegte.

Endlich aber schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, und indem er einen liebevollen Blick auf seine Bücher warf, sagte er tröstend:

„Nichts da, seid nur zufrieden, wir bleiben zusammen, und da es doch sein muß, schlage ich lieber ein Aeckerlein los. Es sind ohnedem schon mehrere den Weg alles Fleisches gegangen, und wenn ich das genau überlege so habe ich da wieder eine Sorge weniger."

Es war ihm nämlich eingefallen, daß der Günther, wenn er hinaus solle in das Forsthaus, allerlei Nothdurft habe an Kleidern, Wäsche und Schuhwerk, und da der Gröschlein im Kasten gar wenige, so mußte wohl Eins oder das Andere daran glauben, an's Versilbern nämlich. Ein Aeckerlein also, das lag ihm am wenigsten am Herzen.

Gar grimmig und gewaltig rührte er aber in der Pfanne, als er bald darauf den, zum Abendimbiß bestimmten Haferbrei kochte.

„Der dumme Junge, der arme, gute Kerl,“ sagte er zu sich selbst, „dem sage ich es gar nicht, daß er schon so bald fort muß von mir, und hinaus in die Welt. Denn der ist im Stande und flennt, das aber kann ich gar nicht vertragen.“

Er selbst aber heulte beträchtlich bei solchen Gedanken, und dicke Tropfen rollten über seine Wangen.

Günther aber kannte das schon aus Erfahrung, und that, als ob er es nicht sähe.

Nicht aber Günther, des Lobhart Sohn, allein that also. Auch andere Söhne pflegen es bisweilen so zu halten, im gegenwärtigen Augenblicke aber, wo wir dies niederschreiben, brauchen sie das nicht zu thun, da sie weit weg sind von des Lobhart gutem Freunde.

Kapitel III.

Die Eltern Judith's, die ein artiges Jungfräulein geworden, werden dem gütigen Leser vorgestellt. Vom Wiesenfelder Flachs, der ungebührlich lange ausbleibt, wie Judith geht, nach selbigem zu fragen, und wie sie und Günther in einander verliebt sind. Ein Gespenst.

Das Haus des Kaufherrn Ehrhard Armiller war eines der stattlichsten in der Stadt Karlstadt.

Das Erdgeschosse dazugerechnet, hatte es drei Stockwerke, und tausendäugig blickten die Fenster mit ihren blank gescheuerten, runden Scheiben nieder auf den Markt.

Das hohe, mit Hohlziegeln gedeckte Dach deutete auf mehrfach über einander liegende Bodenräume, die Waaren manchfacher Art bergen konnten, das große Hausthor aber bot den Fuhrwerken Gelegenheit, solche Waaren ins Haus zu schaffen, während die kleinere, nebenan befindliche Pforte für die Ein- und Ausgehenden bestimmt war.

Sechs Jahre später, nachdem wir unsere beiden jungen Freunde, Judith und Günther, im Forst-

hause verließen, also im Jahre 1626, suchen wir dieselben wieder auf, und treffen zuerst Judith, in dem eben erwähnten Hause ihres Vaters, Ehrhard Armiller.

Wir finden sie in einer mäßig großen Stube, deren Wände mit einer ziemlich bescheidenen Vertäfelung bekleidet waren, das Geräthe bestand aus einem stark und massiv aus Eichenholz gearbeiteten Tische, welcher durch Ausziehen von zwei, unter der oberen Tischplatte liegenden andern, vergrößert werden konnte, aus Holzstühlen mit geschnitzten Lehnen, aber zugleich auch aus einigen andern, die hohe Lehnen hatten, und mit grünen Sammet überzogen waren, und aus einem, mit kunstreicher Stickerei bekleideten Tabourette.

Zwei, mit zierlicher Schnitzarbeit geschmückte Truhen ersetzten die Kommoden späterer Zeit, und als Schmuck mag ein geschnitztes Cruzifix, mit dem Bildniß des Gekreuzigten, angeführt werden, was oberhalb der Thüre seinen Platz hatte.

Judith und ihre Mutter, Frau Afra, saßen am Rocken und spannen eifrig, wie das zu jener Zeit und unter allen Ständen gebräuchlich war, und da die Mutter selbstverständlich zuerst vorzustellen ist, so sagen wir, daß Frau Afra eine behäbige, runde Frau von etwa vierzig Jahren war, welche selbst

in weiterer Bedeutung des Worts keine Schriftstellerin, oder schreibende Dame war, und in Folge dessen Gedrucktes, wenn es sein mußte, immer noch lieber las, als Geschriebenes, indessen mit Vorliebe und gut kochte, und mit Behagen das Gekochte verzehrte.

Sie ging fleißig zur Kirche, ohne sich das besonders hoch anzurechnen, sondern weil eben zu jener Zeit alle Welt in die Kirche ging. Ihre geistige Nahrung bestand vorzugsweise aus Stadtneuigkeiten, und endlich hatte sie ein gutes Herz, und hielt die Wäsche in musterhafter Ordnung.

Was ihre Kleidung betraf, so bestand dieselbe aus einem Rocke von schwerem, schwarzem Wollenzeuge, einer leinenen Schürze, über welche ein Brustlatz, von gleichem Stoffe wie der Rock, fast bis auf den halben Leib nieder ging, und einer schwarzen Tuchjacke, deren Aermel nur wenig bis über die Ellbogen reichten, und so die, den Vorderarm bedeckenden, weißen Linnenärmel des Hemdes sehen ließ. Die kleine, zierlich gefaltete Krause endlich, welche am Halse über die Jacke geschlagen war, ließ einen großen Theil des Halses sehen, und ersetzte im Hause die große, unbequeme spanische Halskrause, welche bei Gängen außerhalb des Hauses getragen wurde.

Halb Schmuck, halb Bedarf war endlich die schwere, silberne Gürtelkette, die auf der linken Seite nieder hing, und eine Ledertasche mit silbernem Schlosse und einen Schlüsselbund trug.

Fast ganz ähnlich, wie die Mutter, war die Tochter gekleidet, nur trug sie statt der Silberkette einen knapp anliegenden Ledergürtel, an welchem ebenfalls ein Schlüsselbund befestigt war, ein Zeichen, daß sie einen Theil der Sorge um das Hauswesen mit der Mutter theilte.

Aus der kleinen Judith aber war ein wunderschönes Mädchen geworden, groß und schlank gewachsen für die sechszehn Jahre, welche sie zählte, und eben so höchst verständig und besonnen für ihr Alter.

Die beiden Frauen unterhielten sich von Stadtneuigkeiten, das heißt, Frau Afra erzählte eifrig Gutes und Schlimmes, was ihr zu Ohren gekommen, während Judith zuhörte und emsig spann, weßhalb ihr Faden ohne Zweifel ein wenig gleicher wurde als jener ihrer Mutter.

Plötzlich aber verstummte diese, man hörte vor der Thüre einige Augenblicke lang leichte Tritte, und dann trat der Herr des Hauses, Herr Ehrhard Armiller ein.

Es war ein langer, hagerer Mann, von etwa

vierundvierzig bis sechsundvierzig Jahren, mit scharf markirten Zügen und schwarzen Haaren, die aber bereits mit grauen gemischt waren.

Er trug eine schwarze, bis fast auf den halben Leib reichende Tuchjacke, welche am Halse dicht geschlossen war und aus welcher ein fast handbreiter steifer Kragen von Linnen hervorragte. Dann weite, faltige Kniehosen, ebenfalls von schwarzem Tuche, seidene Strümpfe, und Schuhe mit Schleifen von seidenem Bande.

Diese Kleidung war fein und gut gehalten, und eigentlich die für Ausgänge oder Besuche gebräuchliche.

Aber über derselben trug Herr Armiller einen Pelz, der ein wenig stark schäbig und abgetragen war, und an welchem Nichts mehr übrig von dem guten Aussehen, welches er vielleicht früher besaß.

Das Tragen des Pelzes entschuldigte die Mode der Zeit, und eben so der bereits ziemlich weit vorgeschrittene Herbst.

Was aber das abgeschabte und verkommene Aussehen desselben betrifft, so muß vor Allem bemerkt werden, daß Herr Armiller noch zwei andere, kostbare und wohlerhaltene Pelze besaß.

Er besaß ferner eben so mehrere, viel schönere

Stuben, als wie die, in welcher wir ihn jetzt mit seiner Familie sehen.

Stuben mit kostbarer und reich geschnittener Vertäfelung, mit Schenktischen, auf welchen goldene und silberne Gefäße zu sehen waren, Gefäße von Bergkrystall, und eine reichliche Anzahl jener reizenden Glasarbeiten aus Venedig, die das wunderbarste sind, was die Glasmacherkunst je geschaffen, und die zu jener Zeit mit schwerem Gelde bezahlt wurden.

Ja, Herr Armiller besaß sogar noch eine Menge anderer schönere und theuere Sachen, aber — er schonte sie.

Er schonte die schönen Stuben mit ihren prachtvollen Geräthschaften, denn durch den Gebrauch wird kein Gegenstand besser.

Er schonte, obgleich er auszugehen beabsichtigte, für die wenigen Minuten, die er noch im Hause zubrachte, die theueren Pelze. Er schonte Alles, und für gewöhnlich selbst seinen guten Ruf, wenn diese Schonung, auf der anderen Seite, nicht mit unverhältnißmäßig großen Kosten verknüpft war.

Die Folge davon war, daß man ihn mit Recht einen sehr reichen Mann nannte, dazu einen sehr klugen, aber auch einen höchst sparsamen.

Daß er ein guter Mann sei, sagte Niemand,

etwas Schlimmes sagte man ihm aber auch nicht nach, denn zu allen Zeiten der Welt reichte man so ziemlich damit aus, wenn man reich war, klug, was nöthig, und dabei, so viel als thunlich, seinen Ruf schonte.

Mutter und Tochter grüßten ehrerbietig, nach der Sitte der Zeit, den Gatten und Vater, dieser aber, der wohl andere Dinge im Kopfe haben mochte, dankte flüchtig, und trat dann an das Fenster, welches er öffnete und sorgsam nach Wind und Wetter spähte.

Er schien befriedigt, und sagte, nachdem er sorgsam das Fenster wieder geschlossen hatte, zu Frau Afra:

„Du brauchst für mich heute keine Nachtsuppe zu richten, denn ich verreise am Abende."

Frau Afra nickte zusagend.

Sie war gewohnt, daß er, beabsichtigte er zu verreisen, dies meist fast erst im letzten Augenblicke sagte, und geheimnißvoll sein Felleisen stets selbst packte, damit Niemand sein Fortgehen ahne.

Doch fragte sie leichthin:

„Wohin zu steht die Reise?"

„Gen Frankfurt," erwiderte er.

Die Frau wußte jetzt, daß er mit einem oder mehreren Schiffen nach Frankfurt zog, um dort

Getreide zu verkaufen, und daß er unter drei bis vier Wochen nicht zurückkehren werde, da er die Rückreise aus Sparsamkeit stets wieder mit den heimwärts kehrenden Schiffen machte.

Sie ließ sich aber nichts dergleichen merken, denn ihr Eheherr liebte, eben so wie andere Spekulanten, es keineswegs, seine Geschäfte vorher an die große Glocke zu hängen, und kaum hätte er selbst ihr schon jetzt seine Abreise kund gegeben, hätte nicht die Sorge um das unnöthig bereitete Nachtsüpplein ihn hierzu bewogen.

Der Hausherr hielt sich nicht lange bei den Seinen auf, und als bald darauf Frau Afra ihn angethan mit dem mantelähnlichen Ueberwurfe von feinem schwarzen Tuche aus dem Hause gehen und über den Markt hin den Weg zum Flusse einschlagen sah, sagte sie zu Judith:

„Du wareſt jetzt schon lange nicht mehr bei Brigitta draußen im Forsthause.“

Leicht erröthend verneinte Judith, und ihre Mutter sagte:

„Sie hat mir versprochen, Flachs von Wiesenfeld zu besorgen, aber ich höre und sehe Nichts von der Bestellung. Wenn das Wetter gut ist, kannst Du morgen einmal hinüber gehen und danach fragen.“

Es war unnöthig, etwa hinzuzusetzen: „Du brauchst nicht gerade dem Vater Etwas davon zu sagen!“ Das verstand sich von selbst. Es war das eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen Mutter und Tochter, und eben so wenig wurde von dem jungen Günther Lobhart gesprochen, der längst kein Lehrling mehr, sondern ein hübscher, schlanker Bursche von 19 Jahren und Gehülfe des Försters Frank geworden war.

Es war ferner ebenfalls fast wie eine Uebereinkunft, daß der Vater Armiller nie mit einer einzigen Sylbe des Forsthauses und seiner Bewohner gedachte, obgleich er wissen mußte, daß Judith bisweilen hinüber ging, um Frau Brigitta zu besuchen, denn Judith's Mutter gehörte nicht zu den Frauen, welche ihre Männer für so einfältig halten, daß sie nicht allerlei größere oder kleinere, hinter ihrem Rücken angesponnene — nun, sagen wir Heimlichkeiten, merken sollten.

Frau Afra's Gedanken über dieses Schweigen ihres Gemahls waren nicht vollständig klar, und sie gab sich auch wenig Mühe, dieselben zu klären, sondern war vorläufig zufrieden, wenn Judith, ihr Liebling, nur bisweilen die frische Waldluft einathmen durfte, welche doch eine ganz andere, als die in der Stadt war.

Die Luft, welche unsere Judith am nächsten Morgen bei ihrem Gange nach der Försterei einathmete, war vielleicht gesund, aber ein wenig rauh, denn der Herbst war schon ziemlich vorgeschritten.

Wenige Fäden des sogenannten Alten-Weiber-Sommers flogen noch in der Luft, oder lagen, mit Thauperlen bedeckt, auf der Erde.

Nur wenige Herbstzeitlosen standen als Spätlinge vereinzelt auf den bereits zum dritten Male geschnittenen Wiesen.

Das Käfervolk war verdorben und gestorben, und nur ein paar Bevorzugte, denen es vergönnt war, den Winter zu überleben, beeilten sich unterzukriechen in Moos, Mulm und Erde. Von den Vögeln aber waren die Sommergäste bereits verzogen in ihre zweite, wärmere Heimath, und jene, die bleiben mußten im biederen, kalten Vaterlande, hatte dunkle Ahnungen von hungrigen Tagen.

Dafür waren aber die Nebel ins Land gezogen.

Sie wogten auf dem Flusse, als Judith im leichten Nachen über denselben gefahren wurde, sie hoben und senkten sich in den Thälern und Schluchten, und schwebten über den bewaldeten Bergen, und als das junge Mädchen den Wald erreicht hatte, schritt ihr Fuß über reichlich gefallene Blätter,

und der Nordwind, der durch das schon stark entlaubte Holz fegte, machte sie frösteln.

Wacker warm war es dagegen in der Stube bei Frau Brigitta, und nicht minder warm und herzlich die Worte, mit denen sie Judith empfing.

Frank und Günther waren im Walde, sollten indessen bis zur Mittagszeit nach Hause kommen. Bis dorthin aber schwatzten Brigitta und ihr Besuch in der Stube, und wohl auch in der Küche, wenn es nöthig, nach dem Essen zu sehen.

Dennoch aber schien die Försterfrau gedrückt, oder von irgend Etwas beängstigt zu sein, und als Judith sie endlich deßhalb befragte, sagte sie klagend:

„Ach, herzliebste Judith, harte und schwere Zeiten stehn uns bevor. Das deuten alle Anzeichen an, so sich begeben, wenn Schlimmes geschehen soll hier herum in der Gegend.“

„Was denn?“ fragte Judith.

„Die Nonnen spuken auf der Karlsburg,“ versetzte Frau Brigitta, „und der gespenstige Jagdzug zieht durchs Land, jetzo, wo er es gar nicht nöthig hat.“

„Warum spuken denn jetzt die Nonnen, und was ist das mit dem Jagdzuge?“

Frau Brigitta erwiderte:

„Die Nonnen kommen aus ihren Gräbern, um anzudeuten, daß ähnlicher Gräuel, wie im bäuerischen Aufruhr, hereinbrechen wird über unser Frankenland, und wohl auch deßhalb müssen die gespenstigen Reiter ihren Umzug halten.

„Denn höre: Hier herum war ein Kloster, wo, weiß ich nicht, auch nicht, ob's vielleicht noch steht, oder auch von den Bauern ist ausgebrannt worden. In selbiges Kloster aber sind einmal viele vornehme Stifts- und Kapitelherren, und desgleichen edle Ritter mit ihren Frauen und Töchtern von Würzburg aus eingeritten.

„Die sind gar gut gehalten worden mit Speise und Trank, und hoch geehrt worden, und haben sich tagtäglich des edlen Waidwerks erfreut, da im Klosterwalde gar reiche Beute zu finden.

„Gut und löblich wäre nun wohl all' das gewesen, gar schlimm und bedenklich aber war es, daß sie selbst am heiligen Ostersonntag solcher Lust obgelegen, und mit Hörnerklang und mit Halli und Hallo, zu gläubiger Christen Entsetzen, den Klosterforst durchzogen.

„Aber die Strafe blieb nicht aus. Alljährlich in der Nacht zwischen dem ersten und zweiten Feiertage müssen alle die, so den Frevel mitgehalten, ausziehen zur gespenstigen Jagd, die Stifts-

herren, die Ritter und ihre Frauen, mit Hörnerklang und Jagdgeschrei, wie sie es getrieben dazumal am heiligen Ostersonntag.

„Jägersleute aber, Bauern und selbst gar fromme und gelehrte Paters haben solchen Gespensterzug mit angesehen, und obgleich die Hörner gar anmuthig erklangen, haben doch die, so die Jäger gesehen, sich über deren starre und grausige Gesichtszüge nicht genug entsetzen können.*)

„Aber nicht allein in der Nacht zwischen den zwei heiligen Ostertagen sieht man den gespenstigen Zug, er streift auch durch den Forst und über die Haide, wenn schweres Unglück hereinbrechen soll über das Land, Krieg und Pestilenz, Hungersnoth, Aufruhr und andere Strafen Gottes.

„Die Strobelin, die heute früh hier vorüber ging, um in der Stadt Etwas zu besorgen, hat mir das Alles erzählt, und die weiß Alles, sagt Alles wiederum und erzählt gar schön, und noch viel schöner, als wie die Sachen eigentlich sich zugetragen hat."

Judith hatte keine Zeit zu antworten, oder weitere Fragen zu stellen, denn ihr feines Gehör ließ sie die Schritte Herankommender vernehmen,

*) Fränkische Sage.

und als sie das Fenster ein wenig geöffnet hatte, sah sie den Förster und Günther, aus dem Walde kommend, sich dem Forsthause nähern.

Sie erwartete Beide unter der Thüre des Forsthauses, und Günther ergriff in freudiger Aufregung ihre beiden Hände, dieselben kräftig schüttelnd, indem er ausrief:

„Ach, herzliebste Judith, es kömmt mir vor, als seien es schon tausend Jahre, seit ich Dich nicht mehr gesehen.“

Judith gab eine theilweise ausweichende Antwort.

„Ich bin hierher gekommen, um mit Frau Brigitta wegen Flachs zu sprechen, den die Mutter bestellt hat,“ sagte sie.

Gutmüthig lächelte der Förster, was fast zu deuten, als zweifle er, ob das die alleinige Ursache ihres Kommens, indessen reichte auch er ihr die Hand und hieß sie herzlich willkommen.

Bald dampfte das Essen auf dem Tische, und die beiden Jäger sprachen von der Jagd und Aehnlichem, wohl wissend, daß Brigitta und Judith nicht ohne Theilnahme bei solchem Gespräche.

Rehböcke waren abzuliefern nach Würzburg, und die Altthiere, die gelten gingen, waren jetzt zu pürschen, da sie feist. Auch die Sauen wurden

jetzt schon geschossen, denn sie setzten schon Weiß an, und ohnedem beginnt ihre Jagd am St. Gallus-Tage.

„Es schadet auch nicht, wenn man jetzt schon an die Fallen für das Raubzeug denkt," sagte Frank, denn es will scheinen, als gäbe es einen harten Winter. Die Schneegans zieht schon, und das Rauchwerk wird bald gut werden."

„Hat es viel Raubzeug heuer?" fragte Judith ernsthaft, als sei sie ebenfalls ein Jäger.

„Fuchs, Iltis und Marder ziehen sich vom dichten Walde jetzt schon an die Ränder," versetzte Frank, „auch das deutet auf schwere Winterszeit, der Günther da hat aber einen Wolf gespürt, der vielleicht von Burgsinn her über das Wasser gekommen. Wie toll ist er nun aus auf den Wolf, und steht täglich, bis tief in die Nacht, auf dem Anstand."

„Weißt Du noch?" sagte Judith fragend zu Günther.

„Ob ich's weiß!" erwiderte dieser, „jedes Wort weiß ich, was wir damals sprachen, es ist mir, als sei es gestern gewesen, und doch, es ist sonderbar, fiel mir erst später Alles wieder so genau ein."

Das bezog sich auf damals, wo Beide als Kinder durch den Wald liefen, und wo Günther

sich so mannhaft vorgenommen, mit einem Wolfe zu kämpfen.

Brigitta aber ließ es fürter keine Ruhe, und sie erzählte nun, was ihr die Strobelin berichtet hatte, von den schlimmen Anzeichen, so geschehen.

„Die Strobelin kann meinethalben eine ganz gute Frau sein," versetzte der Förster, „aber sie ist die größte Wasche weit im Umkreise, und ihr Maulwerk ist einem Siebe zu vergleichen, so wie dieses das Wasser nicht halten kann, so sie die Worte, ob gut oder schlimm, ob wahr oder falsch, ist ihr gleich.

„Was da, von ihrem Geschwätze, den gespenstigen Jagdzug betrifft, so wird den kein vernünftiger Mensch läugnen, da ihn die glaubenswürdigsten Leute gesehen haben.

„Grundfalsch aber ist, daß er auch zu anderen Zeiten zieht, als zwischen Ostersonntag und Montag in der Nacht. Das wäre schön, wenn alles Spuk- und Gespenstervolk treiben könnte, was es wollte! Nein, jedwedem einem ist sein Revier angewiesen, in dem er fein säuberlich seinen Unfug und höllisches Blendwerk vollführen kann und muß.

„Eitel Gewäsche aber ist es mit den Nonnen, die jetzund spuken sollen, weil sie vermeinen, daß ein ähnlicher Gräuel wie die Bäurische Aufruhr

sich repetiren sollte. Was wissen die armen Nönnlein vom Bauernkriege?

„Wahr ist, daß die heilige Gertrudis auf der Karlsburg ein Kloster gestiftet, selbiges war aber schon im 11. Jahrhundert verschwunden, können also die Nonnen Nichts vom Bauernkriege wissen, da dieser viel später sich ereignet. Kein Gespenste aber kann molestirt, oder ihm angemuthet werden zu spuken wegen einer Vorfallenheit, die sich zugetragen nach seinem leiblichen Tode. Also!"

„Immer aber weiß ich noch nicht," sagte Judith, „wie und warum die Bauern die Karlsburg zerstörten, habe ich gleichwohl mit Günther, noch als ein Kind, davon gesprochen."

„Wie?" versetzte der Förster, „mit Feuer, warum? Aus Boshaftigkeit und Neid, weil sie Nichts leiden konnten, was über ihnen stund. Genau habe ich aber, erst vor ein paar Tagen, in einem Buche, was der Günther von seinem Vater mit hierher gebracht, gelesen, wie sich das zugetragen, und waren dazumal die da unten, die Burgerschaft in Karlstadt, gerade auch nicht die Besten.

„Als die Bauerschaft gen Würzburg zog, befahl Fürstliche Gnaden Konradus, Einer von Thüngen, denen in Karlstadt, die Karlsburg zu proviantiren, und desgleichen einen Zuschuß zur Besatzung hinauf

zu schicken, da die Burg groß und weitläufig, die Mannschaft aber eine geringe war.

„Selbiges verweigerten aber die Karlstädter Bürger unter allerlei nichtigen Vorgeben, so daß endlich, da die Burg doch nicht zu halten, die Besatzung nach Würzburg, auf den Marienberg gezogen wurde, weil dort eben auch nicht überflüssiges Kriegsvolk.

„Es will aber fast scheinen, als sei ein Theil der Bürger in Karlstadt schon mit der aufrührischen Bauerschaft so ziemlich gut bekannt gewesen, denn die Bauernhauptleute, so vor Würzburg lagen, schickten Briefe nach Karlstadt, und befahlen den Karlstädtern, die Karlsburg abzubrechen.

„Die aber hielten Rath, und beschlossen das nicht zu thun. Grund: Weil jedweder Bürger da Ziegel, Mauerstein, Balkenwerk, in Summa Zeug zum Bauen haben wolle, und das also nur Neid, Zwietracht und Hader unter gemeiner Burgerschaft gebe. Ließen also die Karlsburg stehen.

„Abermalen aber schickten jetzt die Hauptleute der Bauern Botschaft nach Karlstadt, und befahlen bei Verlust an Leib und Gut, vier Wägen mit Getreide und Futter für die Rosse, aus den herrschaftlichen Böden, sofort der Bauerschaft zu schicken. Irre ich nicht, so war das der Haufen, so

in Heidigsfeld lag, weiß das aber nicht gewiß, und auch das Datum nicht, weilen, wenn man alt wird, das Gedächtniß nachläßt.*)

„Die Burgerschaft in Karlstadt wurde aber sehr zornig, daß man ihnen zumuthete also zu verfahren mit Hab und Gut ihrer hohen Obrigkeit. Vertheilten also sofort die Vorräthe auf den herrschaftlichen Böden unter sich selbst, damit die Sachen nicht in unrechte Hände kommen sollte. Denn dazumal konnte man nicht sicher wissen, ob es mit dem Regiment Seiner fürstlichen Gnaden noch lange dauern würde, und auch mit dem der Bauerschaft war das nicht ganz gewiß.

„Was aber Einem recht, das soll dem Andern billig sein, und hab' ich, ist besser, denn hätt' ich. War das aber vielleicht nicht ganz recht, so war's dafür wiederum auch nicht ganz dumm.

„Der helle, wüthige Bauerhaufe aber zog darauf nach der Karsburg und brannte selbige ganz und gar aus, und ist selbiges geschehen Anno 1525, zwischen Montag nach Cantate und Pfingsten, das ist vom 15. Mai bis 3. Juni.

„Weswegen die Bauern also lang' vor der

*) Und dem Autor geht es genau so, wie dem Förster Peter Frank.

brennenden Burg gelegen, weiß ich nicht, wärmen haben sie sich aber dort wohl können, auch war's gut, daß die von Karlstadt, von wegen der Balken, Ziegel und Mauerstein, nicht in Hader und Neid gekommen sind, weil der Bauer droben auf der Burg Alles zerschlagen und verbrannt.

„Dagegen, als der Bauerhaufen selbst geschlagen und zersprengt, ist der Bischof Conradus mit reisigen Leuten aus der Stadt Gemünden gen Karlstadt geritten, hat selbige auf's Neue in Pflicht genommen, und hat fünf aus Karlstadt mit dem Schwert richten lassen.

„Solches sollte noch vier Anderen geschehen, sind aber von Herrn Hansen von Guttenberg, Domdechant, und Friedrich Grafen von Schwarzenberg erbeten worden, so daß sie nicht in's Gras haben beißen müssen, und ist das geschehen, Mittwochen nach Assumptionis, als am 19. August desselbigen Jahres 1525."

„Das waren schreckliche Zeiten," sagte Judith.

„Sie sind vorbei," erwiderte der Förster, „und solche fürchterliche Kriegsläufe kehren wohl so bald nicht wieder, und bleiben mit Gottes Hülfe wohl ganz aus. Denn obgleich nun schon fast sieben Jahre aller Orten im Lande die Kriegesfurie tobte, so neigt sich doch jetzo Alles zu einem siegreichen

Ende und zum Frieden. Am 25. April unseres Jahrganges 1626 schlug der Wallenstein den Mannsfelder bei Dessau, und erst am 27. Augusti schlug der Tilly den Dänenkönig Christian IV. bei Lutter am Barenberg vollständig aufs Haupt, und so wird's nun wohl bald Frieden werden im lieben Deutschland."

„Gott gebe es," sagte Frau Brigitta, aber sie glaubte nicht recht daran, da ihr das, was ihr die gesprächige Strobelin erzählt hatte, glaubwürdiger erschien, als die Ansicht ihres Mannes.

Aehnliche Fälle stehen aber nicht vereinzelt da, wie das alltägliche Leben das zur Genüge beweist.

Aber leider zeigt auch die Geschichte, daß, ohne Zweifel durch die Bestrebungen des Teufels, alte Weiber wirklich Recht behalten den vernünftigsten Männern gegenüber.

So hier, denn alle Welt weiß, daß trotz der Siege Wallensteins und Tilly's, auf welche der Förster sich so sehr verließ, doch nun der Skandal in den jenesmal wenig gesegneten Gauen Deutschlands erst recht anging, und eben lange genug dauerte. —

Die Tage waren kurz, und früher als gewöhnlich mußte Judith an den Heimweg denken.

Selbstverständlich begleitete sie Günther, heute

aber nur bis zu den Ruinen der Burg, da er dann noch eine ziemliche Strecke zu gehen hatte, um bis zu der Stelle zu gelangen, an welcher er dem Wolf auf den Dienst passen wollte.

Glücklich in der Gegenwart, schritten die beiden jungen Leute auf dem blätterbestreueten Waldwege dahin, Hand in Hand, und die vereinigten Hände leicht schwingend nach dem Takte ihrer Schritte.

„Das giebt ein hübsches Paar," sagte die Försterin, die wohlgefällig den Beiden nachblickte.

„Es ist ein hübsches Paar," erwiderte Frank, „ob es aber eins giebt, das steht noch im weiten Felde."

Brigitta sah ihn verwundert an.

„Du zweifelst daran? Jesus! Frau Afra ist ja ganz damit einverstanden, und Herr Armiller, der doch ganz gewiß weiß, daß sich die Beiden gut sind, sagt kein Wörtlein dazu."

„Anjetzo sagt er Nichts, entgegnete Frank, „das ist eben so seine Art, er spart Alles, so auch die Worte. Da wird er seiner Zeit deren wohl genug beisammen haben, um zu sagen, was die zwei armen Teufel nicht gerne hören."

Es war ein Lieblingsgedanke der Försterin, das Pärchen vereinigt zu sehen. Als kleines Kind hatte sie Judith auf ihren Armen getragen, und ihre

ganze Liebe dem kleinen Wesen zugewendet, Günther aber, der anstellige und gutmüthige Bursche, hatte ebenfalls ihre Neigung gewonnen. Ein wenig Gelegenheit, natürlich in allen Ehren, hatte sie selbst wohl auch gemacht, und unter solchen Umständen giebt man seine Pläne, seine Wünsche, so leicht nicht auf.

„Aber die Armillers haben doch Geld genug," sagte sie, „wenn gleichwohl der alte Lobhart ein armer Mann."

„Eben darum," gab der Förster zur Antwort, und dann nahm er seine Radschloß-Büchse und ging in den Wald.

Unsere jungen Liebesleute hatten längst ihre Hände getrennt, und verfolgten, plaudernd neben einander dahin schreitend, ihren Weg. Sie versicherten sich nicht ihrer Liebe, denn das war Etwas, was sich von selbst verstand, und nach dem Urtheil erfahrener Leute sollen Liebesversicherungen am häufigsten nur zu Markte gebracht werden, wenn mehr oder weniger gegründete Liebeszweifel vorhanden.

Die aber lagen nicht vor, und so schwatzten unsere jungen Freunde von den gleichgültigsten Dingen, von vergangenen Tagen, von ihrer Kinderzeit, welche sie, wie alle ein wenig größer gewordenen Kinder, schon viele, viele Jahre hinter sich

glaubten, von der Gegenwart, und dann von der Zukunft, aber nicht von dem, was Liebende in der Regel ihre Zukunft nennen: Ein sicherer Posten, eine Anstellung, Erweichung harter Eltern, reichliche Thränen am Grabe eines reichen Erb-Oheims, kurz „ein Brod" und dann der Ehestand, der heilige oder der obligatorisch civile, das bleibt sich gleich, nur vereinigt für die Ewigkeit, sei diese jetzt lang oder kurz.

Die Zukunft Günthers und Judith's lag in den nächsten Tagen, in den nächsten Wochen, und rosenbekränzt leuchtete ihnen diese Zukunft entgegen, da Herr Armiller, der Vater, bereits gestern Abend gen Frankfurt gezogen war, um Getreide zu verkaufen, und da es gleichzeitig muthmaßlich war, daß Frau Afra, die „gute Mutter", jetzt, als Strohwittwe, da ihr Eheherr abwesend war, sich öfter als früher nach dem Flachse von Wiesenfeld würde erkundigen lassen, um sich und ihre Tochter nützlich und angenehm zu beschäftigen.

In geringer Entfernung von den Ruinen der Karlsburg machte Günther Halt.

„Du mußt jetzt zu Deinem Wolfe?" sagte Judith.

Er nickte bejahend, indem er ihr die Hand reichte.

„Ja, herziges Kind, es ist die höchste Zeit.“

„Wenn Du ihn geschossen hast,“ versetzte Judith, „so lasse es hinüber sagen, ich muß ihn sehen!“

Sie zweifelte gar nicht daran, daß er ihn erlegen werde, und eben so wenig äußerte sie die mindeste Bedenklichkeit, daß ihm ein Leides geschehen könne. Was war ein Wolf für ihren Günther, was ein halbes Dutzend?

Solches Vertrauen aber zeigt die ächte, wahre Liebe an, und man erzählt sich, daß es bisweilen auch bei älteren Persönlichkeiten gefunden werden soll, wenngleich vielleicht hier und da mit etwas Hautgout von Gleichgültigkeit.

Und nun umarmten sich unsere jungen Liebesleute und küßten sich herzlich und schuldlos, und schuldlos allein schon deßhalb, weil sie es auf dem ganzen Wege nicht gethan hatten, sondern blos jetzt beim Scheiden, gewissermaßen als ein Körnlein Zucker, um das Bittere des Abschiedes zu versüßen.

Dann aber, als sie sich getrennt hatten, machten sie es, wie solches noch heute zu Tage gebräuchlich, Günther schritt auf den Wald zu, öfter sich nach Judith umsehend, diese aber blieb stehen, winkte ihm mit der Hand, so oft er sich nach ihr umblickte,

und als er endlich im Busche verschwunden war, setzte sie ihren Weg fort nach der Ruine.

Nur eine kurze Strecke noch hatte die Sonne zu sinken, bis sie den Rand der Berge berührte, da aber der Weg des jungen Mädchens von der Ruine bis zum Flusse auch nur ein kurzer war, so ließ sie sich auf einem mit Moos bekleideten Steine nieder, um noch einige Augenblicke zu rasten und wohl auch sich vergangener Zeiten zu erinnern.

Ein röthlicher Schimmer lag auf dem alten Mauerwerke, von dem sie fast gänzlich umgeben war, und da der Wind, der des Tages über ziemlich heftig gewesen, sich nun fast gänzlich gelegt hatte, so herrschte eine tiefe Stille in den Ruinen der alten Kaiserburg, nur bisweilen unterbrochen durch ein leichtes Rauschen der schon stark entlaubten Bäume, die hier und da in den verödeten Räumen ein Asyl gefunden.

Fast unwillkürlich gedachte sie jetzt ihrer Kindheit und der glücklichen Stunden, die sie mit ihrem Gespielen Günther zwischen diesen alten Mauern zugebracht, ihrer kindlichen Spiele und ihres Plauderns, und wie sie schon zu jener Zeit nicht selten Günther bewundert wegen seines Wissens, was ihr ganz ungeheuerlich erschienen war.

Unvermerkt trat jetzt die Gegenwart zu ihr,

und das Bewußtsein, daß sie Günther ganz unendlich liebe.

Längst war ihr das freilich schon klar gewesen, aber harmloser, heiterer, nun aber mengte sich ein schwermüthiges, fast trauriges Gefühl in dieses Liebesbewußtsein.

Die Zukunft machte sich geltend, nicht jene Zukunft, deren wir oben erwähnten, jene für die nächsten Tage oder Wochen, sondern die andere, erstere, oder doch wenigstens ein Stück dieser Zukunft.

Wie würde sich diese gestalten?

Konnte das ewig währen, daß sie, halbverstohlen wenigstens, mit ihrem Günther zusammen kam?

Was dann?

Die Mutter, nun ja, die war gut und lieb, aber der Vater, würde der in eine Vereinigung mit Günther willigen, mit Günther, dem armen Jägergehülfen, der als väterliches Erbe kaum mehr zu hoffen hatte, als etwa hundert alte Scharteken?

Sie traute sich hierauf keine Antwort zu geben, aber ihr junges Herz ward schwer, wie sie es nie vorher empfunden, und bittere Thränen, die Thränen des ersten, ernsten Liebeskummers, traten in ihre Augen, und jetzt fiel ihr ein, wie gut es sei, daß

Niemand um die Wege, der sie also weinen sah, und daß sie allein sei.

Aber was war das? Sie war dennoch nicht allein!

Etliche zwanzig Schritte von ihr entfernt war eine Rundbogenthüre, welche in eines der unterirdischen Gewölbe führte, und unter dieser Thüre stand eine Frau.

Diese Frau mußte weit her sein, denn sie war gekleidet, wie Niemand sonst in der Gegend, beim zweiten Blicke aber fiel es Judith auf, daß die Tracht fast genau so war, wie sie solche auf Bildern gesehen hatte, die wohl hundert Jahre alt waren.

War es vielleicht eine fremde Edelfrau, die irgendwo auf einem Schlosse zu Besuche und auf einem Spaziergange hierher gekommen war, oder beherbergten die alten Ruinen seltsame, vielleicht verdächtige Gäste?

Aber die Frau schien gutmüthig und blickte wohlwollend nach Judith, fast wie nach einer alten Bekannten, und das junge Mädchen wollte sich eben erheben und auf die Fremde zugehen, als ein kleiner Waldvogel, der sich wohl ein sicheres Nachtlager suchen wollte, von den hohen Mauerresten

niederflog und kaum zwei Schritte von der Frau sich auf die Erde setzte.

Ein tiefes, unnennbares Grauen überkam jetzt Judith.

Einem lebenden Wesen hätte der Vogel sich nicht also genähert, das wußte sie sicher, es war also eine Erscheinung, ein Gespenst, welches ihr allein sichtbar war.

Eine der Nonnen, von welchen Brigitta gesprochen? Kaum, es war keine Nonnentracht, aber schlimm mochte es das Gespenst wohl auch nicht meinen, denn, als hätte sie das plötzliche Grauen Judith's bemerkt, hob die Erscheinung den linken Arm aufwärts, gen Himmel deutend, und machte mit der rechten Hand eine segnende Bewegung gegen Judith.

Dann zerfloß sie in Nebel und verschwand.

Geflügelten Schrittes aber verließ jetzt Judith, heimwärts eilend, die Ruine.

Wie es aber auch Andern zu gehen pflegt, denen Unerklärliches und Grauenhaftes plötzlich entgegen tritt, so erging es Judith, und sie barg das Gesehene tief in ihrer Brust, und gestand es selbst nicht ihrer Mutter.

Der gütige Leser aber, der ungütig werden will, weil wir von ächten und wirklichen Gespenstern sprechen, mag gütigst bedenken, daß wir, die Erzählung nämlich, uns zur Zeit im 17. Jahrhunderte befinden, in welchem derlei Spuk noch überflüssig vorhanden.

Kapitel IV.

Wie der Schwede in's Frankenland fiel und Judith verheirathet wurde. Geistertrost und Doppelschwur. Judith hält wacker Wort. Hundertjährige Nachrichten von Donna Marina.

Ziemlich genau fünf Jahre später als wir Judith Armiller in den Ruinen der Karlsburg durch eine gespenstige Erscheinung erschreckt sahen, also im Oktober des Jahres 1631, war eine schwere Zeit hereingebrochen über das Frankenland.

Die Schweden waren eingefallen, sie begannen am 7. Oktober die würzburgische Grenzfestung Königshofen zu belagern, und bei der geringen Besatzung derselben war keine Hoffnung auf längeres Halten derselben.

Daß aber der Schwedenkönig sich direkt nach Würzburg wenden werde, stand nicht zu bezweifeln, geringe Hoffnung aber war vorhanden, daß die Stadt und das Schloß Marienberg lange sich halten könne.

Nach der jenesmaligen Art Krieg zu führen

waren aber dann die Schweden Herr des Landes, und da es, auch mit den besten Willen von der Welt, sich nicht bemänteln läßt, daß sie, und besonders in katholischen Ländern, abscheulich hausten, so läßt sich die Bestürzung und Furcht der ganzen Bevölkerung leicht erklären.

War die trübe Miene der jungen Frau Herheller, welche wir, beschäftigt mit einer weiblichen Arbeit, in einer Fensternische ihres Hauses sitzen sehen, auch eine Folge dieser politischen Ereignisse?

Wohl möglich, da der Besitzende, bei ähnlichen Vorgängen, stets am Meisten zu befürchten hat, und da Frau Herheller in der That eine reiche Frau, oder wenigstens die Frau eines reichen Mannes zu nennen war.

Kaum weniger stattlich war ihr Haus, als das bereits erwähnte des Herrn Ehrhard Armiller, welches, wie das ihrige, in der guten Stadt Karlstadt lag.

Zierlich und reich waren die Stuben dieses Hauses ausgestattet, die Keller waren wohlgefüllt, die Gewölbe bargen werthvolle Kaufmanns-Güter, in den Bodenräumen war reichliches Getreide aufgeschüttet, die Truhen enthielten hübsche Kleider, und reiche, das Frauenherz erfreuende Schätze an Linnen. Daß aber der Seckel des Herrn Remigius

Herheller stets wacker gefüllt war, wußte die ganze Welt.

Wenn also der Schwede die Schuld nicht trug an der trüben Stimmung der jungen Frau, wer denn?

Es erklärt sich das so ziemlich, wenn wir gestehen, wer der jungen Frau zu diesem Reichthume verholfen hatte.

Herr Ehrhard Armiller erzeigte ihr diesen Liebesdienst, in der Eigenschaft ihres sorgsamen, leiblichen Vaters, indem er Judith, seine Tochter dem gemeldeten Herrn Remigius Herheller zum ehelichen Weibe gab.

Freilich muß das uns, die wir die Jugendliebe Judith's kennen, als eine Barbarei erscheinen, welche aber in jenen finsteren Zeiten eine ganz alltägliche war.

Die Väter verheiratheten nämlich damals ihre Kinder, um sie zu „versorgen", und auf das sogenannte Herz wurde nur Rücksicht genommen, wenn es eben in den Kram paßte.

Wir übergehen die Art und Weise, wie man sich gegenwärtig verehelicht, oder verehelicht wird, sondern bleiben bei der Klinge, und sehen, wie Armiller, der Vater, dies anfing.

Auf die aller einfachste Weise von der Welt.

Der alte Herheller hatte es nicht für gut gefunden, oder war nicht dazu gekommen, seinen Sohn Remigius zu versorgen, und hinterließ, bei seinem Hintritte, denselben als eine etwa 38jährige, vater- und mutterlose Waise.

Diese Waise aber besaß ein schönes Vermögen, war dabei vollständig frei, auch sein eigener Herr, und Armiller beschloß sofort die Situation zu benutzen.

Die Base der früheren Zeit war eine außerordentlich zweckmäßige Persönlichkeit, welche aber, nachdem sie in die Cousine übergegangen ist, an Brauchbarkeit bedeutend nachgelassen hat.

Eine solche Base sendete Armiller zu dem verwaisten Herheller, und in Zeit von vierundzwanzig Stunden hatte dieser bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß er heirathen müsse, wolle er nicht an Leib und Seele verloren sein.

Die nächsten vierundzwanzig Stunden wurden dazu benutzt, das von den Vermögensverhältnissen Armillers, was dem jungen Manne noch nicht bekannt, in's rechte Licht zu setzen, und dabei ließ die Base mit einfließen, daß Judith in der Kirche oft, fast mehr als gebührlich, nach ihm, dem Herrn Remigius sich umgesehen habe.

Herr Remigius fand das möglich, aber es

war ihm gleichgültig, dagegen fragte er nach der Gesinnung des Alten.

„Der alte Herr Armiller," sagte die Base, „sieht sich in der Kirche nicht nach Euch um, wenn Ihr ihm aber einen Besuch machen wolltet, um gewisse Fragen an ihn zu stellen, so wäret Ihr wohl gerne gesehen."

„Glaubt Ihr das?" fragte Herr Remigius.

„Ja, ich glaube es," versetzte die Base, der Ton ihrer Stimme aber, und ihr Lächeln sagte:

„Ich weiß es ganz gewiß!"

Am nächsten Tage begab sich Herheller zu Herrn Armiller, der Handel wurde abgeschlossen, und am Nachmittage desselben Tages setzte Armiller seine Frau und Tochter von dem Beschlossenen in Kenntniß.

Judith erbleichte und blickte mit starren, glanzlosen Augen nach ihrem Vater.

Eine Ahnung hatte ihr freilich längst gesagt, daß es also kommen werde, aber die so plötzlich an sie herangetretene Wirklichkeit erfüllte sie dennoch mit Entsetzen.

Was Frau Afra vorher gedacht, und ob sie überhaupt Etwas gedacht, wissen wir nicht, doch versuchte sie jetzt schwache Einreden:

„Ich glaube aber nicht, das Judith den Herrn Herheller liebt," sagte sie.

Aufbrausend und heftig benehmen sich nicht selten zweckwidrige Väter bei solchen Einsprüchen, mit großer Ruhe ging indessen der verständige Armiller zu Werke.

„Ich glaube das auch nicht," sagte er, „das ist aber auch vollständige Nebensache, zum Heirathen nämlich. Ich bin der Meinung, daß junge Leute einmal das gewesen sein müssen, was man verliebt nennt, und wenn ich mich recht erinnere, so war ich in jungen Jahren sogar selbst verliebt."

Mit einem eigenthümlichen, fast erschrockenen Blicke sah Frau Afra zu ihm auf, aber er beruhigte sie.

„Mache Dir keine Sorge, Mutter," sagte er tröstend, und mit fast liebreichem Tone, „mach' Dir keine Sorge. In Dich war ich nicht verliebt. Wir kamen auf anständige Weise zusammen, so wie unser Kind jetzt unter die Haube kömmt," und bei diesen Worten streichelte er mit einem gewissen Anstriche von Zärtlichkeit ihre Wange.

Frau Afra schien beruhigt und bestochen durch diese Erklärung, und versuchte keine Einreden mehr.

Judith aber, so unglücklich sie sich auch fühlte, begriff freilich, daß Widerstreben ihr Nichts helfen würde, doch aber sagte sie:

„Mein Herz wird stets nur Günther gehören!"

„Meinethalben," erwiderte ihr Vater, „das hat wenig zu bedeuten, und wird sich in der Folge wohl geben."

Kaum je hatte Judith vorher Günthers gegen ihren Vater erwähnt, aber dieser legte auch jetzt, wie es schien, keinen Werth auf ihre Worte. Auch setzte er die Vortheile dieser Verbindung mit keiner Sylbe auseinander. Die Weibsleute wußten diese so gut wie er selbst, es war Verschwendung, deßhalb Worte zu verlieren, und es schien, als hätte der Förster Frank wirklich Recht gehabt, als er vor Jahren mit seiner Frau über Günther und Judith sprach.

Diese Letztere aber sagte jetzt entschlossen und fast drohend:

„Ich muß noch einmal mit Günther sprechen!"

Worauf ihr Vater gütig erwiderte:

„Warum denn das nicht? Bist Du bisher alle Augenblicke hinüber gelaufen, wird es jetzt auch nicht schaden."

Ehrhard Armiller war, wie man sieht, ein verständiger und liebreicher Mann.

Seine Weibsleute hatten ihm nicht ernstlich Widerpart gehalten, sein Wille geschah, so ließ er ihnen auch den ihrigen, in so kleinen, unbedeutenden Lappalien. Leben und leben lassen!

Und zudem: Was stand dabei zu befürchten? Davonlaufen würde seine Tochter nicht mit dem Jäger. Wohin? Mit, und auf was? Die Selbstmorde, aus Liebe und auf Gegenseitigkeit, waren zu jener Zeit auch noch nicht eingeführt. Also in Gottes Namen!

Schwer und bitter sind diese Abschiedsstunden getrennter, sich redlich Liebender, und doch lassen diese Unglücklichen, kann es halbwegs sein, es sich nicht nehmen, diesen bittern Kelch zu leeren.

Judith und Günther aber waren gefaßter, als man es vielleicht hätte denken sollen, denn wohl war es Beiden längst klar geworden, daß sie für das Leben sich nicht angehören konnten, hatten sie sich gleichwohl gegenseitig nie darüber ausgesprochen.

Aber da es fast undenkbar war in jener Zeit, daß Judith ihrem Vater nicht Gehorsam leisten sollte, und da die Aussichten Günthers so gut wie keine waren, so beschränkten sich die unglücklichen jungen Leute eine Zeit hindurch, bittere Thränen zu vergießen, sich dazwischen zu küßen, und sich zu versichern, daß sie sich nie vergessen wollten, und endlich trennten sie sich.

Diese letzte Zusammenkunft fand bereits am folgenden Tage, nach den Eröffnungen Armillers, im Walde statt, und nicht im Forsthause, da Judith

sich ungestört kümmern, und ausweinen wollte, aber dennoch hatte sie sich, Günther gegenüber, gefaßter gezeigt, als ihr eigentlich zu Muthe war, um diesem das Herz nicht allzu schwer zu machen.

Aber diese künstliche Fassung schwand, als sie sich jetzt allein sah, und die letzten Fußtritte Günthers im Buschwerk verhallt waren. Ein wilder Schmerz überkam sie, und es war ihr, als fühle sie nun erst recht ihr Elend.

In den Ruinen angekommen, sank sie auf die Trümmer einer Mauer hin, und starrte verzweiflungsvoll nieder auf die Erde.

Fort! fort! sie wollte diesem Jammer entfliehen. Wohin aber?

Ihr Vater schien wirklich Recht zu haben, es gab in der That kein Wohin für sie, keinen Ort, der sie beschützt hätte, keinen Winkel, der ihr eine Zuflucht bot.

Vielleicht doch!

Dunkle Gedanken begannen in ihr aufzusteigen, und ein unnennbares Grauen überkam sie gleichzeitig.

Drunten rauschte der Fluß, der eben durch Regengüsse stark angeschwollen war, und bisweilen drang das Rauschen seiner Wogen bis hinauf zu den zerfallenen Mauern.

Unwillkürlich fast wandte sie ihr Antlitz nach der Seite des Flusses.

Da stand, zwischen ihr und jener Richtung, die Frau, welche vor Jahren ihr schon einmal dort begegnet war, kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt, und vollständig genau in derselben Tracht, in welcher sie sich jenesmal gezeigt.

Nur selten hatte Judith in den letzten Jahren an diese Erscheinung mehr gedacht. Es war vielleicht dennoch eine Fremde, und das Uebernatürliche, was sie jenesmal zu sehen glaubte, konnte eine Uebereizung ihrer Phantasie gewesen sein, denn oft genug war sie später in den Ruinen, und nie war ihr diese Frau wieder begegnet, und auch sonst nahm sie nicht das mindeste Auffällige wahr.

Heute aber stand sie klar und deutlich vor ihr, scharf abgegrenzt von dem Buschwerke und den Mauerresten hinter ihr, und ihr dunkles Auge mit ernster Freundlichkeit nach dem jungen Mädchen richtend, und, es war sonderbar, das Grauen, welches Judith vorher überkommen hatte, schwand jetzt.

Nicht die Nähe des räthselhaften Wesens hatte vorhin dieses Grauen hervorgerufen, sondern wohl die schlimmen und entsetzlichen Gedanken, welche in ihr aufgestiegen waren.

Keinen Rath, keinen Trost, keine Hülfe hatte

sie bei den Menschen zu hoffen in ihrer Noth — diese, die da vor ihr stand, meinte es gut mit ihr — flehend hob sie die Hände auf gegen sie:

„Soll ich meinem Vater folgen? Soll ich dem, mir Fremden, angehören?“

Sprach sie diese Worte laut, oder dachte sie blos also? Sie wußte das eigentlich nicht genau, aber die Frau mußte sie wohl verstanden haben, denn ein fast verklärtes Lächeln flog über ihre Züge, und sie nickte bejahend.

„Oh, ich werde sehr unglücklich sein!“ rief jetzt das junge Mädchen, händeringend und überwältigt von ihren Gefühlen.

Die Frau machte weder eine verneinende, noch eine bejahende Geberde, aber wie bei ihrem ersten Erscheinen zeigte sie mit der Rechten gegen den Himmel, dann streckte sie segnend die beiden Hände aus gegen Judith, und verschwand.

Was hatte das zu bedeuten?

Sollte sie erst droben im Himmel glücklich werden, und hier durch Harm und Kummer sich jenes Glück verdienen?

Oder sollte dieses Zeigen nach oben andeuten, daß Gott helfen, ihr Loos erleichtern werde?

Merkwürdig kam es aber jetzt über Judith.

Mit wildem Schmerze erfüllt, hatte sie die

Ruine der Karlsburg betreten, und schlimme, verzweifelnde Gedanken hatten sich ihr genaht.

Jetzt aber fühlte sie sich wunderbar getröstet.

Diese Erscheinung, welche sie auf den Himmel verwies, war kein Blendwerk der Hölle, es war ein guter Geist, und sie beschloß ihm zu folgen, und, es war sonderbar, während vorhin, als die Liebenden sich trennten, keine Schwüre ausgetauscht, sondern einfach das gegenseitige Versprechen gegeben wurde, sich niemals zu vergessen, stiegen jetzt zwei Schwüre zum Himmel empor.

Judith schwur dem Willen ihres Vaters zu gehorchen, und gleichzeitig dem Manne, dem sie angehören sollte, konnte sie ihn auch nicht lieben, dennoch eine treue und gefügige Lebensgefährtin zu werden.

Günther aber, im Forste irrend, schwur mit gramerfülltem Herzen nie einem Weibe seine Hand zu reichen, niemals einer Frau sich in Liebe zu nahen.

Als Judith in das elterliche Haus zurückgekehrt war, fragte ihre Mutter nicht nach dem Erfolge ihrer Zusammenkunft mit Günther. Die gute Frau Afra hatte, ihrer Tochter gegenüber, ein wenig ein schlechtes Gewissen, weil sie ihre Vertheidigung gegen den Vater mit so wenig Energie geführt hatte, und fürchtete Vorwürfe.

Auch ihr Vater schwieg gegen sie, da er aber wohl bemerkte, daß sie gefaßt und ruhig war, sagte er später zu Frau Afra:

„Sie haben sich heute gehörig ausgeflennt, und haben sich ewige Treue geschworen, denn das ist so gebräuchlich, obgleich es ein Unsinn ist, da sie sich für immer trennten. In ein paar Wochen aber sind sie Beide froh, daß sie einander los sind, denn etwas Solides hätte aus der Spielerei doch nicht werden können. Ich bin nicht von gestern, und kenne dergleichen."

Im Uebrigen begann und verlief der Brautstand ganz auf die gewöhnliche Weise.

Die Aussteuer wurde gefertigt, und der Bräutigam kam täglich, sorgfältig und sauber gekleidet, ins Haus und bemühte sich, eine Stunde lang scherzhaft und witzig zu sein und den Liebenswürdigen zu spielen, was ihm sauere Mühe verursachte, da er ein steifer und pedantischer Patron war.

Daß er mißtrauisch und ziemlich leicht in Zorn zu bringen war, suchte er möglichst zu verbergen, und da auch Judith sich die möglichste Mühe gab, stets freundlich gegen ihn zu erscheinen, so mag dieser Brautstand, mit seinen Mühseligkeiten und Bestrebungen sich gegenseitig zu täuschen, als ein

würdiger Vorgänger des Eheſtandes betrachtet werden.

Eine einzige Nachricht erhielt Judith noch von Günther.

Brigitta war in die Stadt gekommen, hatte es einzurichten gewußt, einige Augenblicke allein mit der Braut zu ſprechen, und ihr mitzutheilen, daß Günther das Forſthaus verlaſſen und in die weite Welt gegangen ſei.

Es ſei ihm nicht möglich, hatte er geſagt, da zu leben, wo jeder Baum und Strauch ihn an ſein verlorenes Glück erinnere, und eben ſo wenig in der Nähe deſſen, der ihm ſein Glück geraubt. An Judith aber ſendete er durch die Förſterin nochmals tauſendfältige Grüße, die letzten für dieſes Leben.

Judith umarmte Frau Brigitta mit einer Zärtlichkeit, wie ſie das kaum je vorher gethan, aber ſie ſprach keine Sylbe und vergoß nicht eine einzige Thräne, obgleich ſie blaß, wie eine Leiche, geworden war.

In demſelben Monate aber, in welchem Guſtav Adolph den deutſchen Boden betrat (Juni 1630), vereinigte der Segen des Prieſters Judith Armiller mit dem Herrn Remigius Herheller.

Daß dieſe Ehe keine beſonders glückliche war,

braucht nicht erwähnt zu werden, und das Mißtrauen und die Heftigkeit Herhellers trug nicht dazu bei, ihm das Herz seiner Frau zu gewinnen, was ihm freilich kein Geheimniß bleiben konnte, ihrem Schwure aber blieb sie treu.

An jenem Morgen aber, an welchem wir Eingangs dieses Kapitels Judith in trüber Stimmung an einem Fenster ihres Gemaches sitzen sahen, trat plötzlich ihr Gemahl bei ihr ein.

Sein Aussehen war verstört, er war fast außer Athem, und Judith sah ihm an, daß er nur mit Mühe nach Fassung rang. Selbst heftig erschrocken, fragte sie ihn, was ihm sei, und erfuhr, daß er so eben die neuesten Nachrichten über das Vorwärtsschreiten der Schweden erhalten hatte und, nicht nicht ganz mit Unrecht, für seine eigene Person Befürchtungen hegte.

Die Sache war die:

Vor einigen Jahren war ein Reformirter, ein gewisser Liborius Wagner, nach Würzburg gekommen, war dort katholisch, und später Pfarrer in Altenmünster geworden, und man rechnete Herheller, der ihm befreundet wurde, viel dieser Bekehrung zu Gute, und belobte ihn vielfach.

Die Herren Schweden aber reagirten krankhaft auf dergleichen Bekehrungen, und da sie unzweifel-

haft erfahren würden, daß Herheller die Hand bei dem gottseligen Werke im Spiele hatte, so stand für ihn die Sache allerdings nicht zum Besten.*)

„Wir müssen uns also trennen, liebe Judith," schloß Herheller, „denn schon in den nächsten Tagen verlasse ich die Stadt."

„Wir trennen uns nicht," versetzte die junge Frau, „denn ich werde Dich begleiten, wohin Du Dich auch immer wenden magst!"

Verwundert, fast erschrocken, blickte Herheller nach ihr.

Das kann Dein Ernst nicht sein! Bedenke das Ungemach, die Gefahren einer solchen Reise zu gegenwärtiger Zeit!"

„Es giebt keine Bedenken," erwiderte Judith, „wenn es gilt, eine Pflicht zu erfüllen, und diese

*) Was den besagten Liborius Wagner betrifft, so fiel er wirklich den Schweden in die Hände, welche nicht allzu säuberlich mit ihm verfuhren, und wir wollen, nach dem Chronikschreiber Gropp (S. 460 und 484) nur anführen, daß sie ihm zuerst die Tonsur mit einem „Scarpello oder Feder-Messer" ausschnitten, die entstandene Oeffnung mit geschmolzenem Wachs ausfüllten, ihn dann mit den Füßen an den Boden nagelten, und endlich, nach verschiedenen ähnlichen Prozeduren, erschossen und bei Mainberg, oberhalb Schweinfurt, in das Wasser warfen.

Pflicht gebietet mir an Deiner Seite zu bleiben und die Gefahren und das Ungemach, welches Dir bevorsteht, mit Dir zu theilen."

Zweifelnd blickte Herheller die junge Frau an. Hatte er sich getäuscht? War er ihr mehr als gleichgültig? Hatte nicht der väterliche Wille allein sie zu seinem Weibe gemacht?

Oder hatte sie vielleicht andere Zwecke, weßhalb sie ihn begleiten wollte? Sein Mißtrauen erwachte, aber Judith beschwichtigte das ziemlich rasch.

„Ich schwache Frau kann Dein Haus nicht beschützen," sagte sie, „wenn man Gewaltthätigkeiten gegen Dein Eigenthum ausüben will, Dir aber kann ich draußen, auf der Reise, in vielen Dingen nützlich sein, denn ich bin vielleicht entschlossener als Du glauben magst.

„Droht aber kein gewaltsamer Eingriff Deinem Besitze, und bleibt Alles ruhig hier in der Stadt, so ziemt es mir nicht, in Deinem Hause sicher und behäbig zu sitzen, während Du draußen mit Gefahr und Beschwerlichkeiten kämpfen mußt. Die Frau gehört an die Seite ihres Mannes, erst recht aber im Unglücke, denn im Wohlleben ist das eine schlechte Kunst."

Sie sprach diese Worte wohl mit Bestimmtheit,

dabei aber freundlich, fast liebevoll, und es wurde Herheller ganz eigenthümlich zu Muthe.

Es sah ja fast aus, als ob sie ihm ernstlich gut sei, und Nichts ist berückender, als die Ueberzeugung, sich geliebt zu sehen, man liebt wieder, ehe man eine Hand umdreht, und nicht allein mit Frauen kann Einem dergleichen passiren, sondern eben so mit Hunden, Katzen, Salamandern, ja selbst mit Kreuzspinnen.

In Folge dieser sonderbaren Beschaffenheit des menschlichen Herzens, fühlte sich Herheller fast fünf Minuten lang wirklich glücklich, denn es war keine Kleinigkeit selbst von der eigenen Frau geliebt zu werden, aber dieses rare eheständliche Glück wurde durch seinen Schwiegervater urplötzlich unterbrochen.

Herr Armiller trat hastig ein, und ohne dem Manne seiner Tochter besondere Aufmerksamkeit zu schenken, sagte er zu dieser:

„Komme mit mir nach Hause, ich habe Dir Allerlei zu sagen.“

„Das kann auch wohl hier geschehen,“ versetzte die junge Frau, „ich habe keine Geheimnisse vor meinem Manne.“

Armiller rief ungeduldig:

„Ach wie einfältig! Es betrifft das ja gar kein Geheimniß, sondern — — Du mußt mir eine

Gefälligkeit erzeigen, einen Dienst, zu dem ich sonst Niemand brauchen kann."

Judith blickte fragend nach Herheller, und dieser sagte:

„Gehe, liebe Judith, mit Deinem Vater. Ich selbst muß ebenfalls das Haus verlassen, um gewisse Vorkehrungen zu treffen, und zum Abendimbiß treffen wir hier wieder zusammen."

Als Judith sich auf dem Wege nach dem Hause ihres Vaters befand, sagte dieser:

„Ihr seid ja auf einmal ganz verdammt zärtlich zusammen, wie kommt denn das so plötzlich?"

„Wir waren uns immer gut," entgegnete Judith ausweichend.

Armiller beachtete das nicht besonders, sondern sagte:

„Und gewisse Vorkehrungen will er treffen! Wie schlau, als ob ich nicht wüßte, daß er Fersengeld geben muß, von wegen der Schweden, und wohl jetzt Pferde und dergleichen besorgen wird."

Judith gab keine Antwort, und Armiller fuhr fort:

„Das kommt davon her, wenn man sich in Dinge mischt, die Einen nicht angehen. Was hatte er an dem einfältigen Pfaffen, dem Wagner, zu bekehren? Drinnen in Würzburg wären hundert

dageweſen, die das beſorgt hätten, warum mußte er ſeine Naſe da hineinſtecken!"

„Er glaubte recht zu thun," ſagte Judith, aber Armiller rief:

„Recht? Der Schwede wird ihm ſein Recht ſchon geben, und es dauert keine vierzehn Tage, ſo ſind die Schwediſchen in Würzburg."

Das Geſpräch wurde jetzt in Armillers Stube fortgeſetzt, welche Vater und Tochter nunmehr erreicht hatten, und woſelbſt der Hausherr ſich vor Allem damit beſchäftigte, alte und abgetragene Hauskleider anzulegen.

Judith fragte jetzt:

„Wenn die Schweden wirklich nach Würzburg kommen, werden ſie wohl lange im Lande bleiben?"

Sie fragte ihres Mannes wegen, und Armiller erwiderte:

„Und ob! Alles eroberndes Kriegsvolk bleibt ſitzen, wo's fett iſt, und das Bisthum iſt reich genug."

„Das wäre ein großes Unglück!"

„Wie man's nimmt," verſetzte Armiller. „Gebrandſchatzt wird wohl tüchtig werden, aber Alles hat ſeine zwei Seiten. Iſt der ärgſte Rummel vorüber, ſo geht das Geſchäft beſſer wie vorher, wenn man es nämlich verſtändig anzufaſſen weiß, und

läßt sich voraussehen, daß der Schwede lange im Lande bleibt, oder für immer, so werden wir lutherisch, oder evangelisch, wie sie es nennen, es ist mir aber einerlei!"

„Ihr sagtet wir," erwiderte Judith, „wen meintet Ihr damit?"

„Wen? Nun mich, Dich und die Mutter."

„Ich wenigstens nicht," entgegnete die junge Frau, „denn ich werde meinen Mann begleiten."

Sie mußte lächeln über die verwunderte Miene, mit welcher ihr Vater sie anstarrte, dann setzte sie ihm so ziemlich mit denselben Worten, wie vorher ihrem Manne, ihren Vorsatz und dessen Beweggründe auseinander.

„Das sind Narrheiten," rief Armiller. „Du bleibst in meinem Hause, bis Dein Mann zurückkehrt, und geschieht das nicht, so ist Dir sein ganzes Vermögen zugeschrieben, und die Schweden werden schon so viel zurücklassen, daß Du nicht zu darben brauchst, bis Du meine Erbin wirst.

„Das Geld ist die Hauptsache, aber das „ „an der Seite Deines Mannes leben und sterben"" ist ein purer Unsinn. Ich verbiete Dir das als Dein leiblicher Vater."

„Ihr seid mein lieber Vater," versetzte Judith,

„aber mein Herr ist Herheller, den Ihr selbst mir zum Eheherrn gabet!“

„Sie thut's aus Bosheit und Eigensinn,“ dachte Armiller, „denn woher jetzt auf einmal diese erschreckliche Liebe, da sie ihn früher nicht ausstehen konnte? Der Teufel selbst aber bringt eine bockbeinige Weibsperson nicht auf andere Wege, so will ich meine Zeit nicht unnütz verschwenden.“

Er setzte ihr daher jetzt das Geheimniß und den Dienst auseinander, welchen sie ihm leisten sollte.

Bis er, ohne seinem guten Rufe und seinem Credite zu schaden, gut schwedisch werden konnte, ging wohl eine längere Zeit ins Land, schwer aber konnte er, während dieser, geschädigt werden an Geld und Gut.

In einer Kellerecke seines Hauses aber war ein geheimes Gewölbe, das weder Frau Afra, noch Eines der Dienstleute kannte, und dort wollte er, mit Judith's Hülfe, Gold, Geld und Geldeswerth verbergen.

Daß aber Judith ihm dabei beistehen sollte, hatte einen Doppelgrund.

Frau Afra und die Dienstboten hatte er für einige Zeit aus dem Hause zu entfernen gewußt, aber während dieser Zeit wurde er allein nicht

fertig mit dem Bergen seiner Schätze, und deßhalb sollte die Tochter ihm beistehen, da er auf sie das meiste Vertrauen setzte.

„Wenn ich Deine gute Mutter mir helfen ließe," sagte er, „und sie würde sich nicht aus Einfältigkeit verplaudern, so thäte sie es ganz zuverlässig, wenn man sie ein wenig martern würde, wie solches zu Kriegszeiten gebräuchlich. Du aber wirst mich nicht verrathen."

Der andere Grund war der, daß ihm etwas Menschliches begegnen konnte in diesen absonderlichen Zeitläuften, sein Herz aber empörte sich bei dem Gedanken, daß das schöne Geld verschimmeln sollte in der Erde, statt sich zu vermehren in Handel und Wandel.

Armiller war ein Geschäftsmann, aber kein Geizhals, und gönnte sein Geld, konnte er es nicht drehen und wenden, doch lieber einem Andern, als es zum todten Kapital werden zu lassen. Am liebsten aber gönnte er es seiner lieben Tochter Judith, und deßhalb war ihm wieder ihre Beihülfe erwünscht.

Armiller war, wie man sieht, ein guter Vater, aber er wußte auch eheliches Glück zu schätzen, und obgleich ihm Judith einen theuren Eid schwören mußte, Niemandem, so lange er lebe, das Versteck zu ver-

rathen, so fiel ihm dennoch nun noch bei, daß dies noch weniger geschehen konnte, wenn die brave junge Frau, ihre ehelichen Schwüre haltend, ihrem Gatten hinaus in die Welt folgen würde.

Thue also, wackeres Weib, was Du nicht lassen kannst. Solltest Du draußen, in Reußen oder Preußen, in unrechte Hände fallen, so wird Dich Niemand peinlich befragen, wo der Herr Ehrhard Armiller in Karlstadt am Main sein Bischen Geld und Gut vergraben hat.

Das war gut für ihn und sie. —

Geduldig schwur Judith das Geheimniß zu wahren, und dann gingen die Beiden emsig an ihre Arbeit.

Judith staunte über eine ziemliche Anzahl von kostbaren Dingen, die sie niemals vorher zu Gesicht bekommen hatte, und wohl eben so wenig Frau Afra, welche für heute zu einer Gevatterin gesendet worden war. Nun aber galt es, nicht mehr heimlich zu thun gegen Judith, und Armiller belud sie und sich selbst mit seinen Schätzen, welche dann in den Keller gebracht und im geheimen Gewölbe geborgen wurden.

Endlich war fast Alles an Ort und Stelle, nur ein Kästchen von Eichenholz, mit einfachem Schnitzwerke verziert, und einige weniger werthvolle kleine

Silbergeräthe befanden sich auf der Stube Armillers, und Judith griff nach dem Kästchen, um es hinab in den Keller zu tragen, aber ihr Vater sagte:

„Das nicht. Wir lassen es hier, denn unten versperrt es uns nur unnöthig den Platz.“

„Was enthält es denn?“ fragte Judith.

„Alte Familien-Papiere, dummes Zeug, mein Vater hielt freilich viel darauf, aber ich dafür um so weniger.“

„Sind es Papiere, die unsere Familie angehen?“

„Natürlich,“ erwiderte Armiller, „das fehlte mir noch, fremdes Zeug aufzuheben! Aber auch dieses kümmert mich wenig, obgleich es eine Menge von Menschen giebt, die sich lebhaft um alle Dummheiten bekümmern, welche ihre Vorfahren gemacht haben, und dabei noch größeren Unsinn begehen, indem sie die Hauptsache versäumen.“

Er machte mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

„Darf ich das Kästchen öffnen und mir die Sachen ansehen?“ fragte Judith.

„So lange Du willst. Nimm es mit hinauf in Dein früheres Schlafkämmerlein, Du hast noch ein paar Stunden Zeit, bis Du nach Hause mußt, und mittlerweile besorge ich das Uebrige.“

Er trug den Rest seiner Kostbarkeiten in den Keller, und vermauerte hierauf die kleine, in das Gewölbe führende Oeffnung mit künstlich dunkel gefärbtem Mörtel.

Während dessen öffnete Judith oben in dem bescheidenen Raume, der ihr früher als Schlafgemach gedient hatte, das Kästchen, und durchsah dessen Inhalt.

Obenauf lag, geschrieben von der Hand ihres Großvaters, Johannes Armiller, eine Art von Stammtafel ihrer Familie. Dieser Johannes Armiller war, 1606, vierundfunfzig Jahre alt, und also vier Jahre vor der Geburt Judith's gestorben.

Sein Vater war Roderich Armiller, von welchem nur bemerkt war, daß er in Mexiko geboren und im Jahre 1592 in Deutschland gestorben sei.

Der Vater dieses ihres Urgroßvaters endlich war der frühere spanische Hauptmann Xaramillo, und dessen Frau: Donna Marina Xaramillo, die dem freundlichen Leser wohl bekannt.

Entweder schon Xaramillo selbst, oder wenigstens bestimmt sein Sohn Roderich, hatte seinen spanischen Namen germanisirt, und in Armiller umgeändert, aber über das Todesjahr Beider, sowie den Ort ihres Aufenthalts in der letzten Zeit ihres Lebens war genau Nichts verzeichnet, doch scheint

derselbe eine größere Stadt Süddeutschlands gewesen zu sein.

Dies ging aus einem zweiten Päckchen Schriften hervor, von der Hand Donna Marina's selbst geschrieben, hier und da ein wenig unleserlich, bisweilen mit spanischen Worten durchflochten, dennoch aber von Judith fast vollständig verstanden, und mit stets steigender Gemüthsbewegung durchlesen.

Den Anfang bildete eine Schilderung ihrer Schicksale in Mexiko, welche dem geneigten Leser bekannt sind aus dem ersten Bande dieser unserer, wie wir bescheiden selbst gestehen müssen, höchst reizenden Erzählung.

Dann folgten, fragmentarisch und in der Form eines Tagebuches gehalten, ihre und Xaramillo's Erlebnisse in Spanien und Deutschland, so ziemlich ausführlich, bis zu dem Ende ihres Aufenthalts in der deutschen Reichsstadt, wo wir sie verließen. Von nun an fanden sich nur noch kurze Notizen, aus welchen aber zur Genüge hervorging, daß Marina und Xaramillo endlich in Ruhe und Frieden lebten, und eben so ruhig und friedlich wohl in der oben erwähnten süddeutschen Stadt ihr vielbewegtes Leben beschlossen.

Was die am Schlusse des ersten Bandes in Aussicht stehende Flucht Xaramillo's aus dem

Gefängnisse betraf, so ging dieselbe glücklich von Statten.

Wohlbehalten brachten die ehrenwerthen, zu dem Geschäfte gedungenen Gauner den langen Hauptmann Xaramillo zur Maria-Eiche am Kreuzwege, freilich nicht, ohne daß Georg dem Eisenmeister, mit welchem er noch in Abrechnung stand, einen Theil seiner Schuld mit einigen guten Messerstichen heimzahlte.

Hierauf brachten Donna Marina und Mathias, der Bruder Walpurgis', den Befreiten über die ohnedem nicht weit entfernte Grenze der Reichsstadt, und dann weiter in Sicherheit, die Freundin Donna Marina's aber, die ehrliche Sellner, bewahrte getreulich den Knaben Roderich, und das Gold und die Juwelen, welche ihr Donna Marina übergeben hatte, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit konnte Walpurgis, die Dienerin, Kind und Gold ihrer Herrschaft zurück bringen.

Es mag als eine Fügung des Himmels, der, schon dann und wann auf Erden, das Gute belohnt und das Böse bestraft, angesehen werden, daß der Rathsherr Romberger, durch Xaramillo's Flucht aus dem Kerker, in bedeutende Verdrießlichkeiten verwickelt wurde.

So unschuldig er auch an dieser Flucht war,

so munkelte man doch, daß er bei der Befreiung des Hauptmannes die Hand im Spiele gehabt habe, um sich dessen Frau gefällig zu erweisen, und da dieses Munkeln endlich zum Stadtgespräche wurde, war er zuletzt gezwungen, seine Stelle im Rathe niederzulegen.

Ohne Zweifel durch die Sellner hatte Donna Marina diesen Vorgang erfahren, und kaum ist es ihr zu verargen, daß in ihrem Tagebuche derselbe mit ein wenig Schadenfreude erzählt wurde.

Mit tiefer Bewegung aber legte Judith die durchlesenen Schriften aus der Hand.

So schlicht und einfach auch die Erlebnisse ihrer Ur-Urgroßmutter niedergeschrieben waren, so ging doch klar aus diesen Aufzeichnungen hervor, welche treue und aufopfernde Frau ihre Ahne gewesen, und sie wiederholte feierlich ihren Schwur, den sie als Braut in den Ruinen der Karlsburg geleistet, eine treue und gefügige Gattin zu sein.

Wer die Erscheinung war, die ihr in jenen Ruinen zweimal begegnet, wußte sie jetzt, es war Donna Marina, die niedergestiegen war vom Himmel, sie zu trösten und zu stärken, und ein seliger Friede kam über die junge Frau, da sie jetzt fest an den Schutz ihrer wackeren Ahne glaubte.

Freilich hätte es nur eines kleinen Conterfei's

der seligen Hauptmännin Xaramillo bedurft, was leicht ihrem Tagebuche beizufügen gewesen wäre, um auch dem Ungläubigen gegenüber die Identität beider Persönlichkeiten nachzuweisen.

Da aber ein solches nicht vorhanden, und wir uns, gleich den Zeitungsschreibern, stets sehr strenge an die Wahrheit halten, so können wir nur auf dem Gefühlswege dem Glauben der jungen Frau beistimmen.

Trotz ihrer Begeisterung aber drängte sich dennoch Judith der Gedanke auf, daß alle Treue und Aufopferung ihrer Ahne einem geliebten Manne gegenüber stattgefunden hatte, und unwillkürlich stieg Günthers Bild in ihr auf.

Gewaltsam verbannte sie den Gedanken!

„Ihm, der jetzt mein Gatte, ihm will ich lieb und treu sein" — — und dennoch mußte sie dazu denken: „als ob es Günther wäre."

Ihr Vater unterbrach ihre Gedanken.

Er hatte sein Geschäft im Keller beendet und trat jetzt in die Kammer.

„Hast Du das dumme Zeug gelesen?"

Judith erzählte ihm, was sie gefunden, und wie sie die Treue und den Muth ihrer Ur-Urgroßmutter bewundert habe.

„Richtig!" erwiderte Armiller, „ich erinnere

mich jetzt, und mehr oder weniger haben alle Weibsleute etwas Narrenmäßiges an sich. Es ist nur Schade, daß ihre Narrheiten so häufig an uns Männern ausgehen. Wenn Du aber willst, so kannst Du es jetzt der alten Indianerin oder Spanierin nachmachen, und mit Deinem langweiligen Herheller im Lande umherziehen."

„Schmäht nicht meinen lieben Eheherrn, den Ihr selbst mir zum Gemahl gegeben habt," sagte Judith ernst und fast verweisend.

„Potz Tausend!" rief Armiller spöttisch, „schon ganz die selige Ahnfrau Mariara oder Marina. Sei aber nicht böse, Juditchen, ich meine es nicht so schlimm, und um Dir das zu beweisen, sollst Du das Messer haben, welches die Ahnfrau mit sich herum führte."

Judith begleitete ihn in seine Stube, und dort gab er ihr das uns bekannte Messer Donna Marina's mit dem grünen Griffe und der gekrümmten, gelben Klinge.

„Es ist lauter Lumperei," sagte er, „ich glaubte anfänglich, die Klinge sei Gold, und der Griff ein werthvoller Stein, weßhalb ich es aus dem Kasten nahm. Es ist aber Nichts! Die Klinge ist Kupfer, oder ein anderes nichtswürdiges Metallgemische, der Griff aber ist nichts weiter als ein Jaspis von reiner grüner

Farbe, den, wie mir der alte Narr, der Lobhart, einmal sagte, die Mexikaner Chalchihuitl nannten, und, einfältig wie sie waren, ungeheuer hochschätzten. Er ist aber Nichts werth. Ich schenke ihn Dir."

Hohen Werth aber legte Judith auf das Geschenke, welches sie wie ein Heiligthum betrachtete, und als ein neues Band zwischen der früheren Besitzerin, und ihr selbst ansah.

Während sie mit herzlichen und liebevollen Worten ihrem Vater dankte, äußerte sie zugleich Aehnliches, und fügte hinzu, daß sie den Dolch nie von sich lassen, und stets bei sich tragen werde, worauf Armiller sagte:

„Schön, schön, aber übertreibe die Sache nur nicht!"

Als Judith nach Hause kam, fand sie ihren Mann schon heimgekehrt, und er theilte ihr mit, daß in einigen Tagen, vielleicht schon bis übermorgen, Alles zur Reise gerüstet sein werde, und sie gab ihm wiederholt das Versprechen, ihn zu begleiten, wohin er sich auch wenden werde.

Kapitel V.

Die Schweden in Würzburg und Herheller sammt Judith auf der Flucht vor ihnen. Vom getreuen Konrad, und von den Spitzbuben, welche die Reisenden anfallen. Ferner: Wie Judith, ganz nach Art und Weise Donna Marina's, sich mit den Spitzbuben auseinander setzt.

Daß die Befürchtungen Herhellers und seines Schwiegervaters Armiller nur zu gegründet waren, zeigten die Nachrichten, welche in den nächsten Tagen einliefen.

Am 7. Oktober waren die Schweden vor der Festung Königshofen angekommen, am 10. mußte sich die Festung übergeben, und die Schweden fanden in derselben viele tausend Malter Getreide, vieles Geschütze, und eine Menge von Kostbarkeiten, welche die Klöster und die Bewohner der Umgegend dorthin geflüchtet hatten, und die Schweden nahmen dies Alles, mit dankerfüllten Herzen gegen Gott, als gute Beute in Empfang.

Unter gleichen Empfindungen nahmen sie an

sich, was sie, während ihres Zuges gegen Würzburg, in den kleineren Städten fanden.

Zu Neustadt an der Saale, zum Beispiele, mußten die Bürger, bei Drohung von Plünderung, Brand und Todschlag, sofort in baarem Gelde 11,000 Thlr., und die in Münnerstadt 8000 Thlr. bezahlen, nebenher aber mußte alles Silbergeräthe, Becher, Messer, die Gürtel der Frauen und Aehnliches abgeliefert werden.

Gleiches geschah in anderen kleinen Städten, auf den Dörfern aber plünderte, sengte und brennte man.

Die in Würzburg fanden wenig Vergnügen an diesen Neuigkeiten, und eine Menge von Leuten begann zu fliehen, vor Allem die Geistlichkeit, welcher man das nicht vollkommen verübeln konnte, da die Vorliebe der Schweden für ihren Stand nur zu gut bekannt war, und auch Fürstliche Gnaden Franziskus nahm in der Nacht des 11. Oktobers Reißaus.

Konnten wohl auch nichts Besseres thun, da der Schwede zuverlässig ein ungeheures Lösegeld verlangt haben würde.

Für die Festung, den Marienberg, hatte man sich aus Bayern einen Commandanten verschrieben, den Rittmeister Keller, der die etwas defekten Festungswerke in Stand zu setzen suchte, Proviant in die Festung schaffen ließ, und noch andere An-

ordnungen traf, welche man übrigens nicht besonders loben wollte, obgleich er schwur, die Festung nicht eher zu übergeben, bis ihm das Taschentuch im Sacke brennen würde.

In der Stadt selbst berathschlagten diejenigen vom Rathe, und andere Autoritäten, welche nicht davon gelaufen waren, Tag und Nacht, was zu thun sei, wenn der Schwede wirklich käme, und am 14. Oktober des Morgens nach 6 Uhr erschien in der That ein schwedischer Trompeter, am dicken Thurme „vor dem äußersten östlichen Thore Würzburgs," der für die nachkommende Armee nichts weiter als freien und ungehinderten Durchzug durch die Stadt verlangte.

Daß dies Verlangen eines bloßen Durchzuges nichts weiter als ein Schwindel war, braucht kaum bemerkt zu werden, dagegen muß man den Schweden zugestehen, daß sie mit Dampf arbeiteten, und, für jene Zeit, mit doppeltem Hochdruck.

In der guten Stadt pflegte man jetzt mit doppeltem Eifer Berathschlagungen, die Schweden aber wurden zudringlicher, in Massen rückten sie vom Greinberge nieder in das Thal, und bald darauf in die Vorstädte Würzburgs ein, wo zu erlaubter Erholung nicht unbedeutend geplündert wurde.

Da es aber nicht zulässig, aller der Berathungen, Unterhandlungen, und der Drohungen von schwedischer Seite zu erwähnen, welche im Laufe des Tages erfolgten, so mag einfach bemerkt werden, daß am 15. Oktober dem Feinde die Thore geöffnet wurden, worauf mehrere Regimenter zu Roß und zu Fuß sofort in die Stadt einzogen.

Gustav Adolph, welcher eine Zeit lang in der Gegend des jetzigen Bürgerspitals gehalten hatte, ritt dann in die Stadt, stieg beim Kleebaum ab und ging hierauf zu Fuß durch die Stadt auf den Fischmarkt (Domstraße), um dort, vom Brückenthore aus, sich die Lage der Festung zu betrachten, und ließ sich hierauf ein frisches Pferd bringen, um in den Hof des letzt verstorbenen Fürstbischof Philip Adolph von Ehrenberg zu reiten.

Mittlerweile war auf dem Hauptmarkte schweres Geschütz aufgefahren, und der Bürgerschaft alle Waffen abgenommen worden, und noch am selben Tage wurde der Stadt eine Kriegssteuer, „schleunige Hülfe" benannt, von 150,000 Thalern, welche später aber auf 100,000 gemindert wurde, auferlegt.

Dann machte man sich an das Schloß.

Die droben feuerten wacker herunter, denn obgleich mit Proviant schlecht versehen, hatten sie doch hinlängliche Munition, dennoch aber nahmen die

Schweden, unter Anführung des Königs, den jenseits des Mains gelegenen Stadtheil, das Mainviertel, und nachdem das Schloß zweimal vergeblich zur Uebergabe aufgefordert worden war, zogen die Schweden nach dem, von den Nonnen verlassenen Kloster Himmelpforten, zechten wacker, und griffen am 18. das Schloß an, welches sie binnen dreiviertel Stunden mit Sturm nahmen.

In der sogenannten ersten Wuth ermordeten jetzt die Sieger, was ihnen in die Hände fiel, nicht blos die Besatzung, sondern auch die Soldatenweiber, die fürstlichen Räthe und die Geistlichen. Die Schloßkapelle war mit Leichnamen angefüllt, unten in der Stadt hörte man deutlich das Jammergeschrei der Ermordeten, deren es etwa siebenhundert waren.

Als später der König auf das Schloß kam, wurde das Morden eingestellt, und als er die Leichname der ermordeten Priester sah, sagte er, daß man ihrer hätte schonen sollen.

Dagegen waren Seine königliche Majestät sehr erfreut über die reichen Schätze, welche die Güte Gottes Höchstderselben auf's Neue in die Hände fallen ließ.

Mit dem reichen Vorrathe von Geschütze und Waffen, welchen man im Zeughause vorfand, wurde

ein großer Theil des schwedischen Heeres neu ausgerüstet.

Die schönen Pferde und Wagen des fürstlichen Marstalles wurden sämmtlich dem königlichen einverbleibt.

Von den zahlreichen Gold- und Silbergefäßen, von den Juwelen und Perlen aber wählten Seine Majestät, mit Geschmack und Kenntniß, was Denselben wohlanständig, und überließen, mit Munificenz, das Uebrige den plündernden Soldaten und Offizieren.

Ungeheuere Schätze aber waren jenesmal auf dem Marienberge aufgehäuft.

Die Leute, welche die sogenannten Ameiseneier als Vogelfutter sammeln, verfahren auf folgende Weise:

An schönen und sonnenhellen Tagen breiten sie ein weißes Tuch neben dem Ameisenhaufen auf der Erde aus, und entfernen sich. Die Ameisen aber halten das für eine famose Gelegenheit, ihre Puppen, die sogenannten Eier, auf eine reinliche Weise zu sonnen, und tragen solche schleunigst auf das weiße Tuch. Einige Stunden vor Sonnenuntergang aber erscheint der Sammler, und nimmt mit Bequemlichkeit die Eier an sich, welche die Ameisen selbst ihm zusammen getragen haben.

Es verhielt sich ganz ähnlich mit den, auf dem Marienberge vorgefundenen Reichthümern und Kostbarkeiten.

Die reichen Klöster, viele Adelige und wohlhabende Bürger von Stadt und Umgegend, brachten den größten Theil ihrer beweglichen Habe dorthin, weil der Teufel, oder ein allzufestes Vertrauen, oder der gute Genius königlich schwedischer Armada, ihnen diesen festen Platz als den sichersten Aufbewahrungs-Ort erscheinen ließ.

Der Schwede aber, gleich dem Sammler am Ameisenhaufen, fand Alles, was er zu suchen ausgegangen war, fein säuberlich zusammen getragen, so daß er es nur mit sich zu nehmen brauchte.

Nach diesen Scenen von Mord und Plünderung ist es erquicklich zu hören, daß dennoch nicht versäumt wurde, im Interesse der Wissenschaft zu wirken und zu erhalten.

Die fürstliche Büchersammlung, bestehend aus den Werken der berühmtesten Schriftsteller und kostbaren Manuscripten, die vorzugsweise durch den gelehrten Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn zusammen gebracht worden waren, und die reichen und werthvollen Bibliotheken der Universität und des Jesuitenkollegiums, wurden geschont,

und nach Schweden gebracht, um der berühmten Universität zu Upsala einverleibt zu werden.

Da der Herr Ehrhard Armiller verhältnißmäßig unbedeutend auf die Wissenschaft reflektirte, so machte dieses konservative Prinzip nur wenig Eindruck auf ihn, und auch das Verfahren mit den Gold- und Silbergegenständen berührte sein Herz nicht allzuschwer.

Er hatte seine Herzblättchen nicht auf das weiße Tuch neben dem Ameisenhaufen gelegt, und den schwarzen Mörtel im Keller konnte der Teufel nicht von dem andern unterscheiden, also wohl auch die Schweden nicht.

Für das Martern, die sogenannte schwedische Suppe, zum Beispiele, eine höchst ekelhafte Tortur, die in Franken bekannt, welche wir aber nicht weiter erklären wollen, für das Beträufeln mit heißem Pech, das Augenausstechen und andere heitere Scherze, welche nicht durch die Schweden erst in Aufnahme gekommen, sondern im Lande bereits längst gebräuchlich, um für den Wißbegierigen auf unschädliche und bequeme Weise in Erfahrung zu bringen, wo Geld und Gut geborgen, hatte er eine mäßige Summe versteckt, welche er, im Nothfalle, eingestehen wollte.

So war er also so ziemlich geborgen und zeigte eine männliche Fassung.

Frau Afra aber, welche natürlich die erfreulichen Nachrichten aus Würzburg ebenfalls vernommen, vergoß bittere Thränen.

„Sie schonen das Kind im Mutterleibe nicht," rief sie, „und dann: meine Leinwande, mein selbstgesponnenes Garn!"

Armiller versetzte mit Salbung:

„Wir Beide brauchen das Erstere wohl nicht zu fürchten, und bezüglich des Linnenzeuges! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepreist."

Frau Afra blickte staunend auf ihren Eheherrn.

Also gottergeben hatte sie ihn niemals sprechen hören, und auch im Tone seiner Stimme lag eine gewisse, näselnde Frömmigkeit.

„Der Herr hat noch mehr genommen!" sagte jetzt Armiller, indem er gewaltsam die Augen verdrehte.

Was konnte der Herr noch weiter genommen haben, und noch dazu ehe der Feind im Städtchen?

Aber wie Schuppen fiel es jetzt von den Augen der guten Frau, und da ihr Herr so geduldig und fügsam erschien, wagte sie eine Frage, die ihr schon

längst auf der Zunge gelegen, welche sie aber sich nicht getraut hatte auszusprechen.

Seit mehreren Tagen fehlten die silbernen Schau- und Prachtstücke auf den Kredenzen, auch andere werthvolle Gegenstände waren verschwunden. Ohne Zweifel waren das die Dinge, welche der Herr an sich genommen hatte.

Schüchtern sprach sie das gegen ihren Gemahl aus.

Die Haltung Armillers wurde eine gebeugte, und gleich einer Trauerweide stand er vor ihr. Dann fuhr er mit dem Rücken der Hand über seine Augen, und offenbar zerdrückte er eine Thräne, obgleich sie nichts Dergleichen sah.

Jetzt aber raffte er sich auf, und schloß sie zärtlich in seine Arme:

„Du bist mein gutes, liebes Weib!“

„Freilich,“ sagte Frau Afra, „aber die silbernen Gefäße, und — —“

„Du bist meine verschwiegene, herzige Afra!“

Herzig? In Gottes Namen. Aber verschwiegen! Das hatte ihr, so viel sie sich erinnerte, noch niemals Jemand gesagt, von Armiller aber wußte sie das sicher.

„Schwöre mir zu verschweigen, was ich Dir anvertraue.“

„Ich schwöre, aber — —“

„Nun gut! Schlechte Zeiten, unglückliche Spekulationen, schlimme Schuldner haben mich an den Rand des Verderbens gebracht, und um den dringendsten Bedürfnissen zu genügen, die nöthigsten Zahlungen machen zu können, habe ich Alles, Alles zu Geld gemacht, und nun habe ich kaum einige Pfennige im Hause!“

„Oh weh!“ rief Frau Afra, schluchzend, und die Hände ringend, „da haben wir ja Nichts mehr zum leben!“

„Nein,“ sagte Armiller trocken, „zu leben haben wir noch!“

Das klappte freilich nicht recht mit den vorher gemachten Geständnissen, aber es war doch immer ein Trost, und jetzt setzte Armiller hinzu:

„Schweige also von dem Unglücke, welches uns betroffen, obgleich ich Dir nicht gerade verbieten will, daß Du Deinen besten Freundinnen, von deren Verschwiegenheit Du überzeugt bist, die Sache mittheilst.“

Ja, ihr Armiller war gut!

Er wußte, wie schwer ein Geheimniß auf dem Herzen lastet, und wollte ihr gestatten sich von diesem Drucke zu befreien. So überlegte sie in der Eile,

welches ihre besten Freundinnen wären, nahm ihr Regentuch und verließ das Haus.

Am andern Tage um dieselbe Zeit wußte die ganze Stadt, daß die Firma Ehrhard Armiller daran sei Bankerott zu machen, Herr Armiller aber zog seine besten Kleider an, und spazierte eine Stunde lang, mit Ostentation, durch die Straßen der Stadt.

Die Leute aber sagten:

„Da steigt er wie ein Pfau durch die Straßen, um uns glauben zu machen, daß er es Wunder wie Dick hätte, aber wir wissen es besser. Es geschieht ihm aber recht, dem hochmüthigen Patron, der immer that, als ob er der Klügste wäre!

Es war dies das Mitgefühl unserer Nebenmenschen, daß nie ausbleibt, wenn uns etwas Schlimmes begegnet, weitere Folgen aber hatte diese Theilnahme nicht, da Armiller Niemand in der Stadt etwas schuldete. Er aber sagte zu sich selbst:

„Es ist nur von wegen der Brandschatzung, die sicher nicht ausbleibt. Da können die Narren, die jetzt schadenfroh auf mich blicken, auch statt meiner zahlen. Aendern sich aber die Zeiten, so, oder so, dann darf ich nur den schwarzen Mörtel abkratzen, und habe, über Nacht, wieder mehr Credit als die Lumpenhunde zusammen.“ — —

Derlei Sorgen, wie die Zurückgebliebenen, drückten Herrn Remigius Herheller und seine Frau Judith nicht.

Unbelästigt zogen sie durch den schönen, großen Wald, der noch heute seine Schönheit nicht gänzlich verloren hat, obgleich ihn die Axt geschädigt, und das Dampfroß ihn schnaubend durchbraust.

Zu jener Zeit aber lag eine heilige Stille ausgebreitet über jenen Waldrevieren. Meist, wie noch heute zu Tage die Heer-Straße, führten dort die den Reisenden dienenden, breiteren Waldwege auf der halben Höhe der Berge hin. Zwischen den riesenhaften Stämmen der Eichen und Buchen hindurch verlor sich aufwärts endlich der Blick in undurchdringliches Waldesdüster.

Niederwärts aber blickte man auf jene reizenden Waldthäler, auf jene mit Wiesen bestandenen Gründe, die rauschend ein Bach durchzieht, und welche vorzugsweise das Wild liebt.

Dort äst sich der Edelhirsch, und das Reh zieht, langsam und vorsichtig spähend, von einer Waldgrenze zur andern, und weilt wohl auch länger, hat es ringsum Alles geheuer befunden.

Am Waldrande aber bäumt sich das Auer- und Birkwild, nicht selten auch zu Boden gehend, Würmer suchend und andere Atzung.

Nun aber stand freilich der Wald nicht mehr in vollem, grünendem Blattschmucke, da schon die erste Hälfte des Weinmonats vorüber war, und nicht selten hemmten Nebel die Aussicht nach oben, während sie unten wogend und wallend den Thalgrund füllten.

Dennoch aber, wenn freilich gleich gegen ihren Willen, mußte da Judith Günthers gedenken.

Hatte sie denn nicht die glücklichsten Tage ihres Lebens an seiner Seite im Forste zugebracht, in dessen sommerlicher Pracht, und wieder, zu andern Zeiten, wenn die zu Ende ging, so wie eben jetzt!

Wer mag ihr das verargen?

Gewaltsam aber suchte sie sich diese Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, und sich dafür mit ihrem Gatten zu beschäftigen, an den sie liebreiche Worte richtete, und ihm tausend kleine Aufmerksamkeiten erzeigte.

Herr Herheller schien aber Solches rasch gewohnt zu haben, und keinen sonderlichen Werth auf dergleichen zu legen.

Es war das Etwas, was sich von selbst verstand. Einmal weil er ihr Eheherr war, dann aber auch, weil er in der Stadt noch, und als sie erklärte, daß sie nicht von seiner Seite weichen werde,

dahinter gekommen war, daß Judith wirklich in ihn verliebt sei.

Das erste Entzücken über diese Beobachtung war verflogen, er sagte sich jetzt, daß es einfach ihre Pflicht sei ihn zu lieben, und ahnte nicht, wie schwer es der guten Judith geworden, das zu erringen, was er für Liebe hielt, und welche Mühe sie sich gab, den selbst auferlegten Zwang zu veredeln.

Sehen wir aber nun, vielleicht selbst etwas späte, wie unsere Reisenden, oder Flüchtlinge, ausgerüstet waren.

Freilich waren zu jener Zeit bereits die Karrossen erfunden und gebräuchlich, vorzugsweise bedienten sich aber derselben nur hohe Herrschaften, und, wenngleich nicht ausschließlich, zwar meist nur bei feierlichen Aufzügen.

Für den Zweck aber, den Herheller im Auge hatte, war jenes schwerfällige Fuhrwerk an und für sich schon unbrauchbar, man wählte also gute und dauerhafte Pferde, und vermied selbst ein Saumroß mit sich zu führen, um so wenig wie möglich Aufsehen zu erregen, und die Habgier zweifelhafter Subjecte anzuregen.

Auch nur einen einzigen Diener nahm Herheller mit sich, einen jungen, kräftigen Mann, Konrad

geheißen, der etwa ein Jahr lang in seinen Diensten stand und sich stets treu bewiesen hatte.

Judith hätte als Reisebegleiter lieber einen alten Knecht gesehen, der schon bei Herhellers Vater im Hause bewährt gefunden worden war, aber ihr Eheherr sagte:

„Was hast Du gegen Konrad? Bisher war er wir stets treu und ergeben, für den Fall der Noth hat er einen kräftigen Arm, und im Uebrigen will ich ihn schon beaufsichtigen. Der alte Georg aber mag seine Treue zu Hause bewähren, dort soll er hüten und wehren, und seine Erfahrung kommt ihm dort besser zu statten, als mir der alte Bursche auf der Reise nützlich sein kann. Aber meine liebe Judith, Du scheinst mir ein wenig allzu vorsichtig und mißtrauisch zu sein."

„Auch gut!" erwiderte Judith, „Du mußt das besser verstehen als ich. Lassen wir den alten Georg das Haus hüten."

Daß er ihr Mißtrauen vorgeworfen hatte, erwähnte sie nicht, obgleich er selbst zu Zeiten fast beleidigendes Mißtrauen hegte.

So hatte er ihr erst, nachdem sie schon eine halbe Tagereise vom Hause entfernt, das Ziel ihrer Reise mitgetheilt, und ihr gesagt, daß sie entfernte Anverwandte an der Grenze Welschlands aufsuchen

wollten, welche er als jüngerer Mann in kaufmännischen Geschäften schon einmal besucht habe.

Für eine gute Aufnahme bei jenen Verwandten war gesorgt.

Vor Allem natürlich waren zu berücksichtigen die guten und liebevollen Gesinnungen, welche Anverwandte stets gegen einander hegen.

Dann aber, was auch nicht zu verachten, führte Herheller Geld und Geldeswerth mit sich.

In seinem und Judith's Felleisen, und in den Satteltaschen, waren artige Summen Goldes geborgen, und künstlich eingenäht in ihren Kleidern trugen Beide einen nicht unbedeutenden Werth an guten Steinen bei sich, und endlich, um die Last des Goldes auf alle Pferde auszutheilen, war auch im Felleisen Konrad's eine gute Reihe geharnischter Männer untergebracht, wie man zu jener Zeit, ihres Reverses wegen, die holländischen Dukaten nannte.

Daß für die Bewaffnung ebenfalls Sorge getragen war, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Herheller führte einen guten Raufdegen und in den Halftern zwei Faustrohre, und auch Judith war mit einem Paar schwerfälliger Pistolen bewaffnet, und hatte bei den Zurüstungen zur Reise eigends darauf gedrungen, solche zu erhalten.

„Kannst Du denn schießen?“ hatte Herheller gefragt, und als sie einfach bejahte, dann nicht weiter nach der Quelle dieser Geschicklichkeit gefragt. Noch unartiger aber wäre es, wenn wir dergleichen thun wollten, da wir ihren Lehrmeister unschwer errathen.

Fast überflüssig aber erschien diese Ausrüstung, denn schon lagen zwei Tagereisen hinter unseren Freunden, und nicht das geringste Gefahrbringende war ihnen begegnet, und während im Oberlande die Kriegsfurie Unheil stiftend ihre Fackel schwang, schien hier der tiefste Friede zu herrschen.

Bei den Verkehrsmitteln jener Zeit war das kaum zu wundern, und eben in Betreff des dreißigjährigen Krieges erzählt man sich, daß in einem Theile Deutschlands blutige Schlachten geschlagen wurden, während man in anderen Gauen unseres Vaterlandes gar nicht zu wissen schien, daß man sich schlug.

Die unangenehme Kunde des Krieges drang nach und nach freilich wohl in alle Winkel des Landes, und wurde dann sobald auch nicht wieder vergessen, nur in den Ortschaften sprach man später nicht davon, in welchen Mann und Maus erschlagen, und die Häuser dem Boden gleich gemacht wurden.

Gegen Ende des dritten Tages endlich schien sich ein Abenteuer gestalten zu wollen.

In einiger Entfernung aufsteigende Staubwolken deuteten auf das Herannahen einer größeren Menschenmenge, und einzelnen Reiter, welche bald darauf sichtbar wurden, zeigten, daß ein reisiger Truppen unseren Reisenden entgegen kam.

Herheller erkannte rasch, daß es kaiserliches Volk war, und sagte zu Judith:

„Wie es gebräuchlich und zweckmäßig im Kriege, werden wir angehalten werden, und man wird uns über den Ort fragen, von welchem wir kommen, über den Stand der Dinge dort, und über etwaiges Kriegsvolk, welches uns begegnet.

„Sprich Du da nicht mit den Leuten, sondern lasse mich Rede und Antwort geben. Ihr Frauen sprecht bei solchen Gelegenheiten entweder zu wenig, noch viel häufiger aber zu viel."

Judith versprach lächelnd Folge zu leisten, die Vorsicht ihres Eheherrn erwies sich aber als überflüssig, denn die Leute, Reiter und einiges Fußvolk, zogen an unseren Reisenden vorüber, ohne sie anzuhalten, ihnen Fragen zu stellen, und überhaupt ohne besondere Notiz von ihnen zu nehmen, und nur der Führer der Berittenen grüßte Herheller und Judith leichthin, aber anständig.

Wußte er bereits, was er wissen wollte, oder hatte er andere Gründe, den gewöhnlichen Kriegsgebrauch zu unterlassen, es blieb sich das gleich, Herheller aber floß über vom Lobe der kaiserlichen Truppen, wobei er selbstverständlich nicht unterließ wacker auf den Schweden zu schelten.

Nun aber begann der Wald sich zu lichten, ebener und flacher wurde die Gegend, und da die Dunkelheit bereits zu nahen begann, an der Straße selbst aber keine Ortschaft zu erblicken war, so bog Herheller seitwärts ab, und ritt auf ein Dorf, oder einen Flecken zu, der eben noch zu erkennen war.

An den Bauten des Ortes, an Häusern und Scheunen, war auch hier keine Spur des Krieges zu bemerken, mehr aber war das der Fall an den Gästen, welche in der ziemlich geräumigen Gaststube der Schenke Platz genommen hatten.

Es war ein buntes Gemische von Leuten in halb bäurischer, halb kriegerischer Tracht, Nachzügler, Marodeure, vielleicht wohl auch Fahnenflüchtige, und allerlei anderes Volk von ziemlich landstreicherischem Ansehen. Indessen schien unter diesem ehrenwerthen Gesindel Eintracht und Fröhlichkeit zu herschen, man zechte wacker und die eintretenden Fremden wurden nur wenig beachtet.

Herheller ließ sein Felleisen und die Waffen in

die Stube bringen, welche der Wirth ihm und Judith angewiesen, trug Konrad, dem Knechte, die Sorge für die Pferde auf, und befahl ihm für den nächsten Morgen Alles zeitig zu rüsten, da er bei guter Zeit aufzubrechen gedachte.

Wie das aber auf längeren Reisen der Fall ist, so zeigten sich, als der vorsichtige Konrad am andern Morgen Sattel und Zeug untersuchte, mancherlei Schäden an Leder- und Riemenwerk, die gebessert werden mußten, sollte man auf der Reise selbst nicht in Verlegenheit gerathen, und, zum Ueberflusse, war auch ein Eisen an Judith's Pferd locker geworden.

Schon mit dem Grauen des Tages hatte Konrad begonnen, das Riemenwerk in Stand zu setzen, so daß dies keinen allzu langen Aufenthalt verursachte, länger aber bedurfte der ungeschickte Schmied des Dorfes, das Eisen zu befestigen, und so kam es, daß unsere Freunde einige Stunden später, als sie es beabsichtigten, ihre Nachtherberge verlassen konnten.

Herheller, mißmuthig über die unerwünschte Zögerung, war einsylbig und wortkarg, und auch das Wetter selbst schien wenig geeignet eine heitere Stimmung hervorzurufen.

Es war ein kalter Herbstmorgen, welchen ziehende Nebel noch unfreundlicher machten. Vertrieb

der scharfe Ostwind auf einige Minuten die Nebelwolken, so blickte man auf eine kahle Landschaft, hier und da von Niederholz unterbrochen, aber auf der ganzen öden Fläche keine Ortschaft, kein einzeln stehendes Gehöft. Legte sich der Wind einigermaßen, so senkten sich die Nebel nieder, kaum weniger erkältend als der Ostwind.

Sie trabten deßhalb tüchtig aus, und waren wohl schon zwei Wegestunden entfernt vom gestrigen Nachtlager, als Herheller anhielt, und das längere Schweigen unterbrach, indem er ärgerlich sagte:

„Vor zehn Jahren kam ich mit meinem seligen Vater durch diese verwünschte Gegend, und wählte deßhalb diesen Weg, der Teufel aber mag wissen, wie es kömmt, ich kenne mich heute kaum mehr aus. Einiges scheint mir bekannt, Anderes wieder wildfremd, und so wollte ich darauf schwören, daß das Niederholz, in dem wir uns jetzt befinden, und durch welches der Weg führt, zu jener Zeit hier noch nicht bestand."

„Der Nebel trägt viel dazu bei, der Gegend ein anderes Ansehen zu geben," sagte Judith, „fällt der gegen die Mittagszeit, so erscheint Dir wohl wieder Alles bekannter."

Sie sprachen denn die Hoffnung aus, dennoch bei guter Zeit eine kleine Stadt zu erreichen, in

welcher eine gute Unterkunft zu hoffen war, und dann trat für eine kurze Zeit das vorige Stillschweigen wieder ein, welches Herheller aber endlich unterbrach, indem er sagte:

„Warum siehst Du denn alle Augenblicke rückwärts?“

„Ich sehe mich nach Konrad um, welcher vorher stets ziemlich dicht hinter uns war, nun aber mehr und mehr zurück bleibt.“

„Das thut er wohl aus Bescheidenheit,“ erwiderte Herheller, „seit wir anfingen zu sprechen, um unser Gespräch nicht zu stören.“

„Das war dieser Tage her gerade nicht sein Gebrauch,“ entgegnete Judith, „und jetzt, obgleich die Nebel eben wieder sich lichten, ist er doch kaum mehr zu erblicken.“

„Du konntest den treuen Burschen schon vom Anfange her nicht leiden,“ rief Herheller ärgerlich, „und bist deßhalb stets mißtrauisch, weßhalb, zum Henker! sollte er zurückbleiben!“

Judith schwieg, und Konrad war wirklich nun vollständig unsichtbar geworden, und blieb es auch.

Etwas Anderes wurde dagegen ganz unverhofter Weise sichtbar.

Wie aus der Erde gewachsen, standen plötzlich zwei Männer auf jeder Seite der Straße.

Strolche, sehr ähnlich den Gästen, welche unsere Freunde gestern im Gastzimmer der Schenke getroffen hatten, und wieder sehr wahrscheinlich wirklich Einige von ihnen, die den Reisenden vorausgeeilt waren, sich im Buschwerke versteckt hatten, und nun ihre nähere Bekanntschaft zu machen suchten.

Um dieses Verlangen näher zu bethätigen, sprang Einer von den Beiden auf Herhellers Seite, einige Schritte vorwärts, zielte mit einer Radschloß-Muskete einen Augenblick lang nach Herheller, und gab dann Feuer.

Ohne zu untersuchen, ob er getroffen oder gefehlt, warf er hierauf seine Muskete auf die Erde und stürzte sich, gefolgt von seinen Kameraden, auf Herheller, den nun Beide mit kurzen Hirschfänger ähnlichen Schwertern heftig zusetzten.

Von den beiden Andern auf Judith's Seite griff der Eine diese selbst an, während der Andere sich zu denen gesellte, welche sich mit Herheller beschäftigten.

Was Herheller betraf, so hatte derselbe seinen Degen gezogen, und vertheidigte sich, so gut es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Obgleich Kaufmann, so war er doch durchaus nicht unerfahren in der Führung blanker Waffe, mit welcher damals fast Jedermann wenigstens einiger-

maßen vertraut war, und auch an Muth fehlte es ihm nicht, obgleich er sorgfältig unnöthige Händel mied.

Indessen war sein Stand ein schwieriger. Einer der Gauner war seinem Pferde in die Zügel gefallen, und die beiden Andern bedrängten ihn hart mit ihren kurzen, breiten Klingen, während er selbst fast einzig nur auf Abwehr ihrer Hiebe und Stöße bedacht sein konnte.

Derjenige der Räuber, welcher Judith angriff, beschränkte sich darauf, den Versuch zu machen sie vom Sattel zu werfen, ohne Zweifel in der Absicht sich des Pferdes zu bemächtigen, und vielleicht später die junge Frau mit sich hinweg zu führen, um ein Lösegeld zu erpressen, diese aber versetzte ihrem Rosse einen tüchtigen Hieb, und führte rasch, und mit Geschick, einen zweiten über das Antlitz des Gauners.

Die Folge war, daß dieser zurück taumelte, ihr Pferd einige gewaltige Sätze machte, und sie sich im nächsten Augenblick wenigstens sechs bis acht Pferdelängen von Herheller und seinen Angreifern entfernt befand.

„Reiß' aus," rief Herheller, als er sie also befreit sah, „reiß' aus!"

Aber die Urenkelin Donna Marina's leiſtete dieſem Befehle nicht Folge.

Sie zog eines ihrer Fauſtrohre aus dem Halfter, war mit einigen Sätzen wieder ziemlich nahe der Gruppe der Kämpfenden, und nun gab ſie Feuer auf einen der Räuber.

Die Schießübungen im Karlſtädter Walde rentirten ſich vortrefflich zu Gunſten des Herrn Remigius Herheller.

Der Mann, nach welchem ſie geſchoſſen hatte, ließ ſein Schwert fallen, dann ſtreckte er beide Arme gen Himmel, drehte ſich zweimal im Kreiſe, und ſtürzte hiermit, ohne den mindeſten Aufſchrei, platt auf die Erde nieder.

Er war mit überraſchender Schnelligkeit zu ſeinen Vätern verſammelt worden, einfach durch eine kleine, runde Öffnung in ſeiner Stirne, aus welcher langſam und bedächtig einzelne, faſt ſchwarz gefärbte Blutstropfen rannen.

Judith aber nahm ſich keine Zeit, nach ihrem zweiten Fauſtrohre zu greifen, ſondern verſetzte mit dem Kolben des erſten dem Manne, der Herhellers Roß bei den Zügeln hielt, einen kräftigen Schlag auf dem Kopf, worauf der Getroffene die Zügel losließ, in die Knie ſank und dann ebenfalls auf die Erde ſtürzte.

Das Niederwerfen dieser beiden Männer, der Schuß und der Schlag, hatte zusammen kaum fünf Sekunden bedurft, die junge Frau war höchst expedit zu Werke gegangen, und Herheller wandte jetzt sein Pferd gegen den dritten seiner Angreifer, gegen den er nun mit seinem langen Raufdegen bedeutend im Vortheile war.

Der Mann aber mochte wohl begriffen haben, daß die Spekulation, in welche er sich eingelassen hatte, eine verfehlte sei, und entsprang mit gewaltigen Sätzen in's Buschwerk.

Herheller gab seinem Pferde die Sporen, und folgte ihm mit geschwungenem Degen.

„Bleib' hier!" rief Judith, mit gebietendem, fast drohendem Tone.

Und obgleich sie, wohl zu seinem Glücke, vorhin seinem Rufe: „Reiß' aus!" nicht gehorchte, so hielt er nun doch sein Roß an, und wendete es.

Ihr Antlitz war mit dunkler Gluth übergossen, ihre Lippen fest zusammen gepreßt, und ihre Stirne in drohende Falten gelegt.

Wenn es nicht gerade auf der Landstraße und nach Vorgängen, wie die so eben erzählten, ist, so erscheint es gerathen, also aufgeregte Damen für einige Zeit sich selbst zu überlassen, unter den ob-

waltenden Umständen aber war Herheller gerechtfertigt, wenn er fragte:

„Warum soll ich dableiben?“

„Es ist genug Blut geflossen,“ erwiderte Judith, „lasse uns weiter ziehen.“

Sie warf einen flüchtigen Blick nach der Stelle, an welcher es ihr deuchte, zuletzt den Mann gesehen zu haben, von dem sie sich mittelst ihrer Reitpeitsche befreite, und so viel sie sich erinnerte, stand er dort, mit der Hand seine Augen bedeckend.

Nun aber war er ebenfalls verschwunden, und Judith und Herheller setzten jetzt, in mäßigem Trabe, ihren Weg weiter fort.

Die Beiden, die am Wege lagen, waren ohnedem unschädlich, und man machte in jener Zeit wenig Federlesens mit dergleichen. Der Nächste, der die Straße zog, bekreuzigte sich vielleicht und ritt weiter, oder er durchsuchte die Taschen des Todten, um nichts Brauchbares umkommen zu lassen, war es aber ein wirklich frommer Mann, so zog er den Todten in das Gebüsche, und warf, ein Gebet sprechend, eine Handvoll Erde auf den Leichnam. Das war Alles.

Schweigend hatten die Reisenden eine Zeit hindurch ihre Straße verfolgt, jetzt aber warf Herheller unwillkürlich einen Blick rückwärts, nach der Gegend

hin, wo der Ueberfall stattgefunden hatte, und sagte dann zu Judith:

„Du bist ein braves, treues und muthiges Weib, und hast mir Leben und Vermögen gerettet.“

Die Röthe auf den Wangen Judith's, die gefaltete Stirne und ihr drohende Miene, die sie sogleich nach der Aufregung des Kampfes gezeigt hatte, war verschwunden, und nun brach sie, als Antwort für das Lob ihres Gatten, in einen heftigen Thränenstrom aus.

Weßhalb?

Vielleicht dachte sie, daß sie mehr Entschlossenheit bedurft hatte, als sie sich selbst schwur, ihm treu und gefügig zu sein, als vorhin, da sie, kämpfend, ihm das Leben rettete.

Vielleicht trat, gegen ihren Willen, Günthers Bild vor ihr geistiges Auge. Wenn der es gewesen den sie aus Mörderhänden befreit!

Und endlich waren diese Thränen vielleicht dem wohlthätigen Regen zu vergleichen, der nach einem heftigen Gewitterſturme sühnend, ausgleichend auftritt.

Wie aber nach solchem milden Regen wieder lächelnd zwischen den Wolken die Sonne hervorblickt, so sagte jetzt Judith, ebenfalls unter Thränen lächelnd:

„Aber sage mir, Remigius, warum riefst Du mir denn zu: „„Reiß' aus, reiß' aus!““

„Da Du Dich frei gemacht hattest,“ versetzte Herheller, „und davonreiten konntest, so wollte ich Dich nicht länger der Gefahr ausgesetzt wissen, und dann thaten mir auch die Edelsteine und das Gold in Deinem Felleisen leid.“

Judith lachte jetzt hell und lustig auf:

„Aber Remigius, wenn sie Dich erschlagen hätten, was wäre Dir dann Geld und Gut nütze gewesen?“

„Das bleibt sich gleich,“ erwiderte er, „aber man läßt dergleichen deßhalb auch nicht gerne in unrechte Hände kommen.“

Einer vertheidigt seine Ehre mit seinem Leben, der Andere sein Geld. Das ist eben Geschmacks-Sache, und der liebe Gott hat bekanntlich vielerlei Kostgänger.

Bei Erwähnung der unrechten Hände aber gedachte er jetzt seines getreuen Konrad's, und zornig die Faust ballend, brach er in eine Fluth von Verwünschungen aus.

Es unterlag keinen Zweifel mehr, der Schurke war mit seinen geharnischten Männern davongezogen, er war deßhalb zurück geblieben, und eben so war es höchst wahrscheinlich, daß er mit Räubern unter einer Decke spielte.

Die Verzögerungen in der Nachtherberge waren deßhalb heute Morgen absichtlich von ihm hervorgerufen, um Jene Zeit gewinnen zu lassen, die öde Stelle zu erreichen, an welcher sie seine Herrschaft mit Hoffnung auf Erfolg überfallen konnten.

Wurde Herheller und Judith erschlagen, so war Alles schön und gut.

Er konnte dann von seinen in der Schenke neu gewonnenen Freunden immerhin einen Theil der Beute in Anspruch nehmen, er brauchte dann nicht mehr sklavisch Knechtsdienste zu leisten, und den Launen eines übermüthigen Reichen zu gehorchen, sondern er konnte, mit Zuziehung der Geharnischten, sich einen eigenen Familienstand gründen, und am eigenen Heerde ein beschauliches Leben führen.

Kam aber, gegen Hoffen und Vermuthen, seine Herrschaft mit den Leben davon, so würde sie das Unglück wohl so bald nicht auf seine Pfade führen, wenn aber, so hoffte er schon eine gute Ausrede zu finden, um seine Schuldlosigkeit zu beweisen.

„Der Hund!“ rief Herheller, „treffe ich ihn einmal wieder, so erwürge ich ihn mit diesen meinen Händen!“

Kapitel VI.

Der kaiserliche Rittmeister Egesta entdeckt ritterliche Gaben bei Herheller, und wird deßhalb, und wegen andern Dingen rasch sein Freund, weßhalb Herheller deßhalb, und ebenfalls wegen anderen Dingen, sich schleunig aus dem Staube macht und Kleinkrämer wird.

Die Gesellschaft, welche Herheller und Judith, am Ende dieses bewegten Tages, in dem zu ihrer Nachtherberge bestimmten Städtchen fanden, war freilich eine bessere als die gestrige.

Kaiserliche Reiter, schmuckes Volk, lag in der kleinen Stadt, und der Rittmeister, der die Truppen führte, hatte sich in demselben Gasthause einquartiert, in welchem Herheller abstieg.

Wie das manchmal so zu gehen pflegt, befreundeten sich die beiden Männer rasch, und kaum war eine Stunde nach dem Einreiten Herhellers verflossen, so treffen wir ihn, Judith und den Rittmeister zusammen an einem Seitentischchen der Wirthsstube, gemeinschaftlich das Abendmahl einnehmend, und sich freundschaftlich besprechend.

Einen guten Glauben an seines Kaisers Kriegsglück hatte Egesta, der Rittmeister, und tröstende Worte sprach er zu Herheller.

„Wenn der Schwede auch wirklich Euer Bisthum erobert," sagte er, „so wird die Herrlichkeit nicht lange dauern. Ehe vier Wochen vergehen, werden wir, die Kaiserlichen, ihn mit Schimpf und Schande wiederum hinausgejagt, und Eurem Bischofe wieder zu Land und Leuten verholfen haben.*)

Gerne hörte Herheller dergleichen, und auch Judith war nicht abgeneigt, den Worten des Kriegsmannes Glauben beizumessen, da man bekanntlich immer ein wenig leichtgläubig ist in Dingen, welche man wünscht.

Aber auch heitere Gespräche wurden geführt, und dem Becher nicht unfleißig zugesprochen, bei welcher Gelegenheit Judith mit Verwunderung die Bemerkung machte, daß ihr Eheherr dem Rittmeister wacker Bescheid that, ohne daß, wie es den Anschein hatte, der Wein besonders auf ihn einwirkte.

---

*). Es ging nicht so schnelle. Nachdem königliche Majestät von Schweden dem fetten Bisthume die Sahne so tief wie möglich abgeschöpft, verehrten Sie dasselbe, als ein Präsent, dem Herzoge Bernhard von Weimar, und der Fürst-Bischof Franz konnte erst vier Jahre später in sein verwüstets Hochstift zurückkehren.

Steif, und fast pedantisch würdevoll, war er stets in der guten Stadt Karlstadt aufgetreten, und man hielt ihn dort allgemein für ein Muster von Mäßigkeit, hier aber scherzte er mit dem Rittmeister, und trank wie dieser, und Judith schloß, vielleicht nicht mit Unrecht, daß er dergleichen in früheren Jahren, und als Junggeselle auf seinen kaufmännischen Reisen erlernt, und hier praktisch verwerthe.

Als sie sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte, begann der Rittmeister wieder von dem Ueberfalle zu sprechen, den Herheller und Judith am Morgen bestanden, und den man ihm schon vorher mitgetheilt hatte, und nun brach er in lebhafte Lobeserhebungen über den Muth der jungen Frau aus.

Herheller pflichtete ihm bei, sagte aber dennoch:

„Vorhin habt Ihr kaum ein Wort über die Sache gesprochen, und jetzt, da meine Frau fort, belobt Ihr sie über den Schellenkönig. Warum das?“

„Man darf die Weiberleute nicht zu sehr ins Angesicht loben,“ versetzte Egesta, „das verdirbt auch die Besten — —“

Er brach hiermit mit einem leichten Runzeln der Stirne ab, und Herheller sagte:

„Ihr habt wohl schlimme Erfahrungen gemacht,

lieber Herr Rittmeister, weil Ihr so vorsichtig seid bezüglich der Frauen?"

„Ja wahrlich schlimme," versetzte Egesta, „und ich kann wohl sagen die allerschlimmsten!"

Offenbar aber sprach er nicht gerne weiter über Frauen, und leitete das Gespräch wieder auf jenen räuberischen Angriff. Herheller aber gefiel diese Zurückhaltung und Bescheidenheit außerordentlich wohl, und er mußte sich gestehen, daß dieser Rittmeister eine rara avis, eine lobenswerthe Ausnahme, unter den anderen Kriegsleuten zu nennen sei.

Im Verlaufe weiteren Gesprächs machte jetzt Egesta Herheller den Vorschlag, noch einige Tage im Städtchen zu verweilen, und dann unter seiner Begleitung die Reise in die größere Stadt fortzusetzen.

„Marodeure und Strauchdiebe aller Art", sagte er, „durchziehen jetzt das Land, und nicht immer dürfte es Euch gelingen, so glücklich davon zu kommen, wie heute Morgen. Bei uns seid Ihr sicher, auch bedürft Ihr keines Dieners statt Eures entlaufenen, bis dorthin besorgen meine Leute Eure Pferde, und in jener Stadt gelingt es wohl einen zuverlässigen Burschen aufzutreiben. Ueberlegt Euch das einmal!"

Schon fast mit Bestimmtheit sagte Herheller zu,

und als er später in seine Stube kam, war er gegen Judith voll des Lobes über den Rittmeister.

„Du hättest hören sollen, wie er Dich belobte," sagte er, „obgleich er die Weibsleute nicht leiden kann, und Nichts von ihnen wissen will. Du aber wärest eine rühmliche Ausnahme, und er verglich Dich mit der Judith im alten Testamente, die dem gottlosen Holofernes das Lebenslicht ausblies."

Dann erzählte er ihr die Vorschläge, welche ihm der Rittmeister bezüglich ihrer Weiterreise gemacht hatte, und nach kurzem Bedenken stimmte die junge Frau diesen Plänen bei.

„Ueberhaupt weiß ich nun gar noch nicht, ob ich zu jenen Verwandten an der welschen Grenze gehen soll," fuhr dann Herheller fort. „Ich beabsichtigte, von der Stadt aus, in welche wir nächstens kommen werden, an sie zu schreiben, und meine Ankunft anzukündigen, wenn aber die Schweden in den nächsten Tagen wieder zum Teufel gejagt werden, wie der Rittmeister sagte, der das doch verstehen muß, so macht uns die große Reise nur unnöthige Kosten."

Trotz der heiteren Stimmung, in welcher sich Herheller befand, flog doch eine trübe Wolke über seine Stirne, als er der unnützen Kosten gedachte.

Konrad fiel ihm ein und die Geharnischten,

und in der That waren das die allerunnöthigsten Kosten, welche ihm, nicht ganz ohne sein Verschulden, erwachsen waren.

Seine Stirne glättete sich aber wieder, als Judith bereitwillig ihm auch bezüglich der Reise nach Welschland beistimmte, und dann sanken Beide, nach den Mühen des an Ereignissen so reichen Tages, in einen erquickenden Schlummer.

Waffengeklirr weckte am nächsten Morgen die junge Frau. Erschrocken blickte sie nach ihrem Gatten, der aber, wie es seine Gewohnheit auch zu Hause war, schon frühe aufgestanden war und die Stube verlassen hatte.

So warf sie flüchtig ein Gewand über und eilte zum Fenster.

Sie verwunderte sich noch mehr, als das gestern der Fall war, da sie ihn so wacker zechen sah.

Unter ihrem Fenster focht ihr Eheherr mit dem Rittmeister Egesta, und so viel sie beurtheilen konnte, führte er das Rappier mit Gewandtheit und Geschick.

Mit Wohlgefallen sah sie nieder auf den Fechtenden.

Sie hatte die Stadt verlassen mit einem steifen, nüchternen und ein wenig langweiligen Manne, der

aber nach und nach ganz liebenswürdige ritterliche Tugenden sehen ließ.

Gestern auf der Landstraße Muth, des Abends in der Schenke eine tüchtige Weingurgel, und nun Geschicklichkeit in der Führung des Degens, welche keine geringe schien.

Egesta bestätigte das.

„Fast seid Ihr mein Meister," sagte er, „und es wäre Schade, wenn Ihr die Kunst, die Ihr erlernt, und die natürliche Gabe, die Ihr besitzt, nicht weiter ausbilden würdet. Aber ich will Euch meinen Wachtmeister schicken, der früher Fechtmeister war, und der den Degen auf Hieb und Stoß führt, wie kaum ein Anderer. Während der paar Tage, die wir hier noch liegen bleiben, könnt Ihr von dem gar Vielerlei lernen."

Einige Stunden später focht Herheller schon wacker mit dem Wachtmeister, der in der That ein tüchtiger Fechter war, und ihm Stöße und Paraden zeigte, von welchen er früher keine Ahnung hatte.

Der Wachtmeister aber sagte:

„Nicht Jeder, oder vielmehr Keiner, wird Euch die Gefälligkeit thun und vom Pferde steigen, wenn Ihr zu Fuße seid und mit ihm angebunden habt, sind aber ein paar, oder mehrere solcher wider-

wärtiger Fußgänger über einen Reitersmann, so hat er, versteht er's nicht, wohl auch einen schlimmen Stand.

„Also müßt Ihr die Fuchtel zu handhaben wissen, sitzt Ihr nun auf des Kaisers Roß, oder reitet Ihr auf Schusters Rappen."

Gar treffliche Gelegenheit war aber geboten zur Erlernung solcher Kunststücklein, da die Uebungen mit dem Wachtmeister in einem Gehöfte abgehalten wurden, daß vom Gasthause entfernt lag, und vom Rittmeister in eine Reitschule aus dem Stegreife eingerichtet worden war.

Man war da vollkommen ungestört, keine Zeugen eines etwaigen Ungeschickes waren zu fürchten, denn selbst Egesta hatte seinen neuen Freund ganz in Hand und Schule des alten Wachtmeisters gegeben, und ging seinen Berufsgeschäften nach, auf das Werben, wie er sagte, da Freund Herheller nun eine angenehme und nützliche Beschäftigung habe, und er selbst für dessen Unterhaltung nun nicht mehr zu sorgen brauche.

Es stellte sich in der That da wieder klar vor Augen, daß nämlich, wie Herheller schon früher gesagt hatte, die Kaiserlichen doch ganz andere Kerle waren, als jene lümmelhaften Schweden, die

Nichts konnten, als die Leute ausplündern und todtschlagen.

Der alte Wachtmeister aber hatte viele Freude an seinem gelehrigen Schüler.

„Ohne Zweifel," sagte er, „seid Ihr ein geschickter und erfahrener Kaufherr, ich will aber, vor der Zeit schon, des Teufels werden, wenn Ihr nicht einen noch besseren Reitersmann abgegeben hättet. Das sieht man von vornherein an der Art und Weise, wie Ihr den Degen anfaßt, und an den Blicken, mit welchen Ihr ein Roß mustert."

Solches Lob hörte Herheller gern, und er fragte sich, in Gedanken lächelnd, was sein langer Schwiegervater zu Hause in Karlstadt dazu sagen würde, wenn er ihn also sähe, unter kaiserlichem Volke, reitend und fechtend.

Als er eines Abends, nachdem er wie gewöhnlich mit Egesta gezecht hatte, zu Judith in die Schlafstube trat, sagte diese ganz unerwartet:

„Remigius, Du darfst aber nicht böse werden, ich will Dir einen Vorschlag machen, wir wollen abreisen von hier, und allein nach unserem nächsten Reiseziele, der größeren Stadt, ziehen!"

Verwundert und unwillig blickte Herheller auf sie:

„Welch' ein Einfall! Das ist wieder der pure Eigensinn, warum denn eben jetzt von diesen Leuten

gehen, mit welchen ich mich so trefflich gestallt habe?"

„Es ist kein Eigensinn," versetzte Judith.

„So sage einen vernünftigen Grund, weßhalb!"

Es hatte den Anschein, als wisse die junge Frau einen solchen Grund nicht anzugeben, endlich aber erwiderte sie zögernd:

„Ich fürchte, wir verlieren zu viele Zeit!"

„Jetzt auf einmal fällt Dir das ein," rief Herheller ärgerlich, „und am Anfange warst Du selbst dafür, daß wir hier bleiben, und mit Egesta und seinen Leuten, in sicherer Begleitung, erst später reisen sollten! Aber, ich sehe schon, Du gönnst mir hier den angenehmen Aufenthalt nicht, und ärgerst Dich, daß ich mich in Ansehen zu setzen wußte, und daß alle Welt freundlich gegen mich gesinnt ist!"

Nun war es ziemlich klar, das etwas Aehnliches vorliegen mußte, denn die junge Frau schwieg, offenbar weil sie keine genügende Antwort zu geben wußte.

Herheller aber nahm sich vor, diesmal energisch, und als Mann, seinen Willen durchzusetzen.

„Sie soll, bei Gott! nicht stets recht haben," sagte er zu sich. „Sie steift sich darauf, weil sie Recht hatte bezüglich dieses gottverdammten Schurken, des Konrad's, das war aber ein Zufall, nun ist es

Nichts als Eigensinn. Sie hätte gewiß nicht stille geschwiegen, wenn sie einen vernünftigen Grund auf dem Lager gehabt hätte! Da schweigt Keine auf der ganzen weiten Gotteswelt, meine schon gar nicht! Aber Egesta hat Recht! Man muß sie kurz halten, und lassen sie sich einmal erträglich an, soll man sich hüten sie zu loben."

Laut sagte er hierauf mit spöttischem Ernste zu Judith:

„Ich bedaure schmerzlich, mein Kind, diesmal nicht, wie gewöhnlich, Deinen Willen als Richtschnur annehmen zu können. Merke aber, nun ist es mein Wille zu bleiben, und deßhalb bleiben wir!"

Zwei Tage später trabten ziemlich rasch Herheller und Judith auf der Heerstraße dahin, ohne Knecht und ohne die schützende Begleitung ihrer Freunde, der kaiserlichen Reiter.

Die junge Frau hatte also dennoch ihren Willen durchgesetzt?

Nun, freilich war es ihr Wille zu reisen, aber ihr Gatte selbst war es, der zu schleuniger Abreise gedrängt hatte, die Pferde eigenhändig sattelte, und, während sein Freund Egesta mit seinen Leuten sich auf einem Uebungsritte befand, ohne Gruß und Abschied das Weite suchte.

Das kam so:

Herheller mochte, als fleißiger Schüler des alten Wachmeister, des Guten zu viel gethan, denn während er sich vom Pferde herab gegen den alten Soldaten, der ihn mit einer Pike angriff, lebhaft vertheidigte, fühlte er im Handgelenke einen plötzlichen Schmerz, wohl eine leichte Verrenkung, die ohne Zweifel wenig zu bedeuten hatte, welche ihn aber dennoch für das Erste verhinderte, die Fechtübungen weiter fortzusetzen.

„Die Zeit ist edel," sagte der Wachtmeister, ‚und es war das ein Lieblingsspruch des Magisters, bei dem ich durch die Schule gelaufen. Der Mann aber hatte Recht, wir dürfen die schönen Morgenstunden nicht so ungenützt vergehen lassen. Fechten wir links, den jeder Fechter sollte von Gott- und Rechtswegen links wie rechts den Degen führen können, und ich sah in Reggio einen Welschen, der mitten im Kampfe den Degen von der Rechten in die Linke warf, was seine Gegner nicht wenig aus der Fassung brachte."

Man machte den Versuch, aber das Linksfechten hat für den Ungeübten allerlei Haken und Häkchen, und Herheller gab die ungewohnte Fechtweise bald wieder auf, da er fürchtete, sich auch die linke Hand zu verletzen.

Auch allerlei Reiterkünste, welche ihm der alte Kriegsknecht zu erlernen vorschlug, behagten ihm wenig, und er verließ die Reitschule und begab sich nach Hause.

Als er die Thüre seiner Stube im Gasthause öffnete, kam ihm Egesta entgegen, schritt, flüchtig grüßend, an ihm vorüber und entfernte sich, Judith aber stand in Mitte der Stube, mit gerötheten Wangen, und offenbar in stark aufgeregtem Zustande.

Auch Herheller fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, denn es bleibt sich gleich, ob man durch die geöffnete Thüre, oder durch ein kunstgerecht in dieselbe gebohrtes Löchlein, dergleichen unliebsame Vorgänge zu sehen bekömmt.

Eine hastige Gedankenfluth drängte sich aber nun im Gehirne Herhellers.

Egesta hatte ihm gestern versichert, daß er am heutigen Morgen nach einer benachbarten Ortschaft reiten werde, um ein paar Pferde anzusehen, nun aber traf er ihn bei Judith, und diese in starker Aufregung.

Unbedingt also hatte ihn Egesta absichtlich die Unwahrheit gesagt.

Dann fielen ihm, nun erst, die fast ängstlichen Bemühungen des Wachtmeisters auf, ihn in der

Reitschule zurückzuhalten, und gleichzeitig der Eifer, mit welchem Egesta seine täglichen Waffenübungen belobte, und ihm deren Fortsetzung anrieth.

Das war also ein abgekartetes Spiel zwischen den Beiden, um ihn vom Hause fern zu halten, damit der Rittmeister — —

Der Zorn überwältigte ihn fast und die Eifersucht packte sein Herz mit ihren scharfen Krallen. Es hätte eine heftige, häßliche Scene gegeben, hätte die junge Frau nicht ruhig und klar mit ihm gesprochen.

Es war nicht zu leugnen, schon am Abende ihrer Ankunft hatte sie der Rittmeister zu seiner Beute ausersehen, und sie vielleicht für eine leicht zu gewinnende gehalten.

Sie glaubte zu bemerken, daß er unter dem Tische ihren Fuß mit dem seinigen suchte, und als sie schlafen gegangen war, gab er sich, um Herheller irre zu führen, das Ansehen eines Weiberfeindes, um aber bei ihr einen Stein im Brette zu gewinnen, belobte er ihren Muth, in der Hoffnung, daß Herheller ihr das wiedererzählen werde.

„Der Hund!“ rief Herheller, „und ich Esel habe es wirklich ausgerichtet!“

Wir müssen hier einschalten, daß der gute Remigius sich das nicht so besonders zu Herzen zu

nehmen gebraucht hätte, denn „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ wurde schon manche ähnliche Botschaft vortrefflich bestellt.

Dann aber fuhr Judith fort zu berichten, wie der Rittmeister sie täglich besucht habe, wenn Herheller in der Reitschule, und daß über seine Absichten kein Zweifel hätte obwalten können, obgleich sie ihn derb und ohne Rückhalt zurückgewiesen habe.

„Und deßhalb,“ schloß sie endlich, „deßhalb bat ich Dich, unsere Abreise zu beschleunigen.“

„Warum hast Du mir aber nicht gleich gesagt, wie die Sachen standen?“ erwiderte Herheller.

„Weil ich ernstliche Händel zwischen Dir und Egesta befürchtete.“

Fast schien dieses Vertrauen auf seine Schlagfertigkeit dem stellenweise beleidigten Gatten ein wenig zu schmeicheln, dennoch aber sagte er mit wegwerfendem Tone:

„Händel! warum nicht gar!“

Er befahl indessen Judith, sofort zu packen, während er seine Zeche zahlte, die Pferde sattelte und zäumte, und, als der Rittmeister hierauf mit seinen Leuten für einige Stunden das Städtchen verlassen hatte, ritt er mit Judith nach der entgegengesetzten Richtung, ohne Abschied und Gruß davon.

Es war richtig, er verstand den Degen gut zu führen, höchst wahrscheinlich aber führte ihn der Rittmeister *lieber* als er selbst, ein schlimmes Wort führt sehr leicht ein halbes Dutzend noch schlimmere herbei, und wenn er es genau überlegte, so hatte er nicht vor den Schweden Reißaus genommen, um von den Kaiserlichen erstochen zu werden.

Gar einer so häklichen Sache wegen nicht.

Er ließ also seinen Braunen wacker austraben und sah sich häufig um, ob sich nichts Kaiserliches auf seiner Fährte zeige, und gab ungescheut seine Befriedigung darüber zu erkennen, daß dies nicht der Fall.

Judith wollte das und die Hast der Abreise nicht recht gefallen. Zwar hatte sie vorher die Abreise selbst gewünscht, nachdem Herheller aber den Rittmeister selbst bei ihr getroffen, und sie ihm den Stand der Sache mitgetheilt hatte, hätte sie ein wenig mehr Energie von Seite ihres Gatten erwartet, oder doch wenigstens gewünscht.

Alle Frauen der Welt lieben den Muth an den Männern, und mißachten die Feigheit, freilich wo möglich nach der Schablone:

„Löwen in der Schlacht, aber Lämmer im Lager", das heißt: zu Hause ein Schäflein.

Sie ließ aber ihre Gedanken nicht laut werden, und auch ihr Eheherr ward bald schweigsam, ja fast mürrisch.

Nun, wo er nicht mehr befürchten durfte, von dem verliebten Rittmeister oder dessen Leuten eingeholt zu werden, stiegen andere Gedanken in ihm auf, nicht vollständig klare zwar, immerhin aber wenig angenehmer Art.

Es war nicht zu leugnen, Judith hatte die Abreise gewünscht, was jedenfalls vortheilhaft für sie sprach, auf der andern Seite aber war der Rittmeister ein hübscher und gewandter Mann, dazu jünger als Herheller, und zweierlei Tuch war von jeher wohlgelitten bei Frauen und Mädchen.

So war er nicht frei von eifersüchtiger Besorgniß, obgleich er sich gestehen mußte, daß eine Schuld auf Judith kaum zu werfen sei, und so zogen die beiden Eheleute, nicht in der rosigsten Stimmung, ihre Straße dahin. —

Bereits schon in den nächsten Tagen begann Herheller einzusehen, daß es kaum thunlich sein würde, in irgend einem Winkel Deutschlands abzuwarten, bis die Schweden wieder aus Würzburg verjagt sein würden. Er begann also, seinen ursprünglichen Plan einhaltend, in mäßigen Tagereisen gegen die welsche Grenze zu ziehen, wobei er

so viel als möglich die Orte vermied, in welchen kaiserliche Reiter lagen, dagegen längere Rast hielt, wo die Luft rein.

Nachrichten aus der Heimath erhielt er auf diese Weise wohl von Zeit zu Zeit, und wenn auch gleich Vieles nur als Gerücht in jene Gegend drang, so wurde dadurch doch sein Vorsatz bestärkt, nicht heimzukehren, und nicht wenig trug dazu die Nachricht bei, welche er über die scherzhafte Art und Weise erhielt, mit welcher die Schwedischen seinen lieben Freund Liborius Wagner, zu Mainberg bei Schweinfurt, vom Leben zum Tode beförderten, zu welcher angenehmen Unterhaltung sie fünf Tage Zeit bedurften.

Die Haare standen ihm zu Berge, als er den auf solche Art erfolgten Hintritt des seligen Liborius erfuhr, und das eigentlich weniger besagtem Liborii wegen, sondern des Gedankens halber, daß auch ihm, als dem Rathgeber des Verewigten, Aehnliches hätte zustoßen können.

Aber auch ein Bericht, welcher von Karlstadt einlief, lautete betreffs seiner eigenen Angelegenheit nicht besonders erquicklich.

Trotz des zu jener Zeit noch so ziemlich in der Wiege liegenden Postwesens, erhielt dennoch Judith einen Brief ihres Vaters, welcher, obgleich vorsich-

tig gehalten, dennoch über Mancherlei genügende Aufschlüsse gab.

Vater Armiller und die Mutter Afra waren frisch und gesund.

„Weiter," sagte Herheller, als Judith ihm das Schreiben vorlas, „weiter! Warum sollen sie nicht gesund sein, sie sitzen bequem zu Hause, während ich auf der Heerstraße herumziehen, oder in elenden Nestern theuere Zeche zahlen muß."

„„Der schwarze Mörtel hat sich vortrefflich bewährt,"" las Judith weiter, „„er ist höchst dauerhaft, und hält, so hoffe ich, auch für die Folge.""

„Was ist das für Blödsinn?" fragte Herheller, „schwarzer Mörtel? Was hat das zu bedeuten?"

Judith aber, getreu ihrem Eide, den sie ihrem Vater geleistet, stellte sich unwissend.

„Ich verstehe es auch nicht," versetzte sie. „Er scherzte vielleicht. Ich kann mir das nicht anders deuten."

„So ein alter Mann," rief Herheller, „sollte sich schämen derlei Späße zu machen, in solch' schlimmer Zeit. Hätte er lieber geschrieben, wie es bei mir zu Hause aussieht."

Diese Nachricht folgte sogleich.

Weniger verblümt, als über die eigene Ange-

legenheit, äußerte sich Armiller über die seines Schwiegersohnes, und schrieb Judith, daß der alte, treue Diener, den Herheller als Wächter des Hauses zurückgelassen, wehklagend dieser Tage zu ihm gekommen sei, und ihm folgenden Bericht abgestattet habe:

Aehnlich wie Armiller seine Tochter Judith zu seiner Vertrauten gemacht, hatte Herheller Werthvolles, was er nicht mit sich nehmen konnte, mit Hülfe des alten Knechts vergraben, nach Abzug einer der zahlreichen schwedischen Einquartierungen aber fand sich der Versteck entdeckt und ausgeleert.

Es klang fast wie Schadenfreude, daß Armiller beifügte, sein Schwiegersohn solle sich mit den hochwürdigen Stiftsherren zum Neumünster, mit denen vom Stifte zu Haug, und endlich mit den Herren Jesuiten trösten, die auch auf höchst pfiffige Weise ihre Kostbarkeiten versteckt, die aber die noch pfiffigeren Schweden ebenfalls gefunden und an sich genommen hätten.

Von den alten Zeiten an aber, bis auf den heutigen Tag, währt dieses Versteckspielen, als artiger Wettstreit der Schlauheit, zwischen dem Nähr- und Wehrstande, und wir könnten reizende Beispiele desselben erzählen.

Herheller aber war getrösteter über den erlittenen

Verlust als Judith dachte, als Beide aber endlich bei den Verwandten an der welschen Grenze ankamen, und eine ziemlich kühle Aufnahme fanden, zog Herheller bald wieder weiter, und nachdem er günstige Gelegenheit gefunden hatte, seine Juwelen zu verkaufen, gründete er in einer mittelgroßen Stadt ein kleines Geschäft, und erwähnte scherzweise gegen Judith des fränkischen Sprichwortes: „Regnet es auch nicht, so tröpfelt es doch."

Judith aber legte hülfreiche Hand mit an, und machte sich nach Kräften nützlich.

Ob sie daran dachte, wie vortheilhaft sie ihr Vater zu verheirathen glaubte, als er ihr den reichen Kaufherrn Herheller aufzwang, und daß sie nun die Frau eines Kleinkrämers geworden, und mit Düten und der Häringswaage hantiren mußte?

Wir wissen das nicht, sicher aber ließ sie sich nichts Aehnliches merken, und zeigte stets eine heitere Miene. Herheller aber war nicht der Mann ihr sein Beileid zu bezeigen, bezüglich der unvortheilhaften Wendung, welche ihr Geschick genommen, und eben so wenig ließ er sich herbei, sie ihrer Thätigkeit wegen zu beloben.

Kapitel VII.

Herheller scheint, neben den Fechtkünsten, von Egesta auch noch andere schöne Dinge gelernt zu haben, welche er nun praktisch zu verwerthen sucht, und Judith erhält dabei Gelegenheit sich abermals von höchst vortheilhafter Seite zu zeigen.

Von dem mäßig hohen Hügel aus war eine reizende Fernsicht.

Maisfelder und einzelne Beete mit Melonen, dann edle Sorten von Fruchtbäumen und Gemüsefelder zogen sich am Fuße des Hügels weit hin ins Land, ein Gartenbau auf freiem Felde.

Dann links ein See, ruhig, stille, von keinem Lufthauche bewegt, blau wie das unendliche Meer, wenn heller Sonnenschein es beglänzt, ein riesenhafter, blitzender und funkelnder Saphir.

Rechts eine Stadt, mahnend an die Bauart des Südens, erinnerten gleichwohl wieder einzelne hohe Giebeldächer an deutschen Brauch.

Hinter der Stadt und dem See eine weite

Ebene, wohl so fruchtbar wie der Fleck Erde vor denselben, und auf dieser Ebene zerstreut Dorfschaften und einzelnstehende menschliche Wohnungen, Buschwerk, und hier und da eine Gruppe größerer Bäume.

Dann zog sich durch die Landschaft in schlangenartigen Windungen eine breite Landstraße, die endlich in duftiger Ferne verschwand, gleichwie die Dörfer, das Buschwerk und die Bäume, bis zuletzt, wieder scharf abgegrenzt vom Horizonte, eine Kette blauer Berge sich erhob, deren höchste Gipfel schneegekrönt erglänzten.

Kehren wir aber zu unserem Hügel zurück, so finden wir denselbn mit einzelnen Rosenbüschen bestanden, mit Buschwerk, das früher wohl zur Zier gedient haben mochte, und mit Gruppen von Blumen, die wild und frei, deßhalb aber dennoch friedlich, neben einander hausten, und in ihrer Blatt- und Blumensprache sich von dem schönen Garten erzählten, der früher den Hügel geschmückt, und in dem sie gehegt und gepflegt worden wären, bis endlich der Herr des Gartens gestorben und verdorben wäre, und der Gärtner ausgeblieben sei, so daß sie jetzt von selbst und allein wachsen müßten, wie das andere gemeine Zeug draußen in Wald und Feld es längst in Gebrauch hätte.

Die Reste des Mauerwerkes aber, auf dem Gipfel des Hügels, hatten kein so gutes Gedächtniß wie das Strauchwerk und die Blumen. Sie wußten nicht, waren sie die Trümmer einer kleinen Villa, oder eines einfachen Gartenhauses, und da sie es nicht wußten, so wissen wir es noch weniger, sondern können nur sagen, daß über dem Hügel, der Stadt und dem See, kurz über Allem, so weit das Auge reichte, ein lachender, blauer Himmel schwebte, von welchem die Sonne freundlich niederblickte, und, nach ihrer alten Gewohnheit, gleich liebreich über Gerechte und Ungerechte.

Aus diesem Grunde also auch auf Herrn Remigius Herheller, der auf einer halbverfallenen Bank nächst dem alten Mauerwerke Platz genommen hatte, umgeben von allerlei Busch- und Strauchwerk.

Zwei Jahre sind verflossen, seit wir Herheller in der Stadt verließen, die wir ohnferne des Hügels erblickten, denn wir befinden uns im August des Jahres 1633.

Da Herheller die zwanzigjährige Judith in seinem achtunddreißigsten Jahre geheirathet hatte, so befand er sich gegenwärtig in seinem einundvierzigsten, aber die Zeit war schonend an ihm vorüber gegangen, und kaum hatte er sich in letzten zwei Jahren ersichtlich verändert.

Vielleicht deßhalb, vielleicht aber auch aus anderen Gründen, hatte er heute auf sein Aeußeres eine bedeutende Sorgfalt verwendet.

Seine Kleidung war der Mode entsprechend, an seinen Fingern glänzten Goldreife, und Haupthaar und Bart waren mit Vorliebe, ja fast ängstlich gepflegt.

Im Uebrigen schien er irgend Jemand zu erwarten.

Bald blickte er scharf über die Blumenrepublik des Hügels hinweg nach der Stadt, dann neigte er das Haupt nach einer Seite hin, hob die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, und lauschte athemlos.

Und jetzt regte es sich im Gebüsche, ein leichtes, leichtes Rauschen! Ein freudiges Lächeln flog über des Lauschenden Züge, und nun schimmerte ein Frauengewand durch das Blattwerk, und mit einem halb unterdrückten Freudenrufe sprang er auf, die Nahende zu bewillkommenen.

Judith?

War aus dem trockenen Ehemann ein liebenswürdiger Gatte geworden?

Hatte die welsche Luft ihn das Juwel erkennen lassen, welches er besaß?

Judith?

Dieses weniger.

Denn er eilte nun auf die aus dem Gesträuche Getretene zu, und vorläufig nur ihre Hände mit Küssen überschüttend, rief er zärtlich:

„Lucia, theuere, theuere Lucia! welch' ein Glück, daß Ihr gekommen seid, und mit welcher Sehnsucht habe ich Euch erwartet!"

Die Angekommene blickte um sich, als forsche sie nach einer dritten Person, dann sagte sie mit affektirter Verwunderung:

„Ich treffe Euch allein, Signor? Und wo ist denn Eure liebe Frau?"

„Ach geht," erwiderte Herheller, „liebe Frau! Ihr wußtet recht gut, daß ich Euch erwartete, und allein erwartete."

„Und wußtet Ihr gewiß, daß ich kommen würde?"

„Ich war es überzeugt, weil ich es hoffte!"

„Nicht übel," entgegnete Lucia, mit einer koketten Bewegung ihren Hals drehend. Dann aber setzte sie, mit einer eigenthümlichen Betonung, die wirklich mehrfach gedeutet werden konnte, hinzu:

„Nun aber ernstlich! Wo ist denn unsere liebe Judith?"

„Im Laden," versetzte Herheller lakonisch.

„In der That, es ist eine Perle, das Muster einer guten Geschäftsfrau," sagte Lucia, „aber dennoch

kann ich nicht begreifen, wie eine so höchst schlichte Frau einem Manne von Eurem Geiste genügen kann.“

„„Der Mann von Geist,““ schien Herheller angenehm zu berühren, dennoch aber gab er eine ausweichende Antwort:

„Liebe ich denn nicht Euch!“

In dem Judith gemachten Vorwurf der allzugroßen Schlichtheit stimmte er nicht mit ein. Aber man will bemerkt haben, daß Männer, welche auf falschen Pfaden wandeln, nur selten über ihre Frauen schelten, und eben so selten den, ohnedies schon schlimm behandelten Gegenmann verunglimpfen, während die Damen, auf ähnlichen Wegen, mit Vorliebe den eigenen Mann verdächtigen, und seine Fehler vergrößern, die „Gegenfrau“ aber gründlich hassen.

Lucia kannte das vielleicht, denn sie rief scherzend:

„Ihr seid ein Schelm, und haltet hinter dem Berge!“

Dann aber schlug sie andere Saiten an, und die heitere und höchst zwanglose Unterhaltung, welche nun begann, schien anzudeuten, daß, wandelten die Beiden auch eben vielleicht noch nicht auf den oben

erwähnten falschen Wegen, doch der Schritte bis dorthin nicht mehr viele sein mochten. —

Als endlich die Zeit herangekommen, wo man sich trennen mußte, sagte Lucia:

„Bleibt noch ein Weilchen hier, und geht dann durch das Kastanien-Wäldchen, denn so einfältig auch mein Mann ist, so traue ich ihm dennoch in der letzten Zeit nicht mehr recht. Er selbst hat freilich Nichts bemerkt, aber ich fürchte, daß boshafte Leute ihm allerlei Lügen hinterbracht haben."

Und Judith?

Nun wir wissen, daß sie mit Eifer und Umsicht den Kleinhandel besorgte, während Herr Remigius Herheller seine besonderen Gänge hatte.

Aber wußte sie um diese Gänge?

Wohl zuverlässig, denn es ist nicht ganz Hyperbel, wenn wir sagen, daß Frauen derlei Gänge fast früher wissen, als die Männer sie unternehmen, und sollte auch einer oder der andern Frau ein solches Ahnungsvermögen fehlen, so giebt es Nachbarinnen, die das abgängige reichlich zu ersetzen suchen.

Herheller indessen, der jetzt erst, und nachdem er das sogenannte Schwabenalter bereits hinter sich hatte, so viel wir wissen zum ersten Male auf eheliche Irrwege gerathen, war unbefangen genug, sein süßes Geheimniß für geborgen zu halten.

Mißtrauisch wie er war, bezog er freilich bisweilen vollständig unschuldige und absichtslose Aeußerungen Judith's auf seine Untreue, die Unbefangenheit aber, welche seine Gattin zeigte, wiegte ihn rasch wieder in Sicherheit.

In der That hatte Judith auch nur ein einzig Mal eine Aeußerung gethan, welche vielleicht auf eine Kenntniß von Herhellers Verhältniß hätte schließen lassen.

Ende Juli des betreffenden Jahres 1633 wurde Herzog Bernhard zu Sachsen in Würzburg als „neuer Herzog in Franken fürgestellt," und auf diese Nachricht hin, welche sich rasch allenthalben verbreitete, fragte Judith ihren Eheherrn, ob er es nicht für thunlich hielte wieder in die Heimath zurückzukehren.

Sie hatte nicht Unrecht, denn dort hatten sich nun die Verhältnisse wesentlich geändert, und kaum stand zu befürchten, daß bei dem gegenwärtigen, mehr geregelten Stand der Dinge für Herheller Unannehmlichkeiten oder wirkliche Gefahr entstehen sollte, wegen seinem Antheile an der Bekehrung des unglücklichen, längst erschlagenen Liborius Wagner.

Er bezeigte indessen wenig Lust zur Heimkehr, und gab, ersichtlich verlegen, zur Antwort, daß man einmal erst noch weitere und genauere Nachrichten

abwarten müsse, daß aber vor Allem ein guter Käufer für sein Anwesen zu beschaffen sei.

„Du mußt das am Besten wissen," versetzte Judith, „und es war nur so ein Gedanke von mir."

Sie berührte auch die Sache nicht wieder, und Herheller dachte bei sich:

„Sie weiß Nichts, und wird auch Nichts erfahren, eben so wenig wie die einfältigen Leute hier in der Stadt irgend Etwas von der Sache gemerkt haben."

Unglücklicher Weise fand aber gerade das Gegentheil statt.

Die überwiegende Anzahl von Liebesverhältnissen, wie dasjenige Herhellers und seiner süßen Lucia, beginnen und verlaufen so ziemlich auf gleiche Art.

Man nähert sich am Anfange der Auserkorenen auf ziemlich auffällige Weise, um sich bemerkbar zu machen, und seine Neigung erkennen zu lassen.

Ist das geschehen, anerkannt und gewürdiget worden, so giebt man sich nun die möglichste Mühe, das neu entstandene Liebesbündniß vor aller Welt zu verbergen, aber man hat fast immer diese Schlauheit zu späte in Anwendung gebracht.

Das verehrungswürdige Publikum ist uns von der ersten, auffälligen Periode in die zweite, ver-

borgene gefolgt, und eine Unzahl alter Frauen, jeden Alters und Standes, geben sich die möglichste Mühe, die Neuigkeit so viel wie thunlich zu verbreiten.

Herheller indessen hatte sich eigentlich zu keiner Zeit besondere Mühe gegeben, sein Verhältniß zu Lucia zu verbergen, und so kam es, daß schon in den ersten Tagen einige Nachbarinnen sich die Neuigkeit erzählten, und daß, rascher als es sonst zu gehen pflegte, die Sache ein öffentliches Geheimniß war.

Wahrscheinlich war es eine Folge dieser geringen Vorsicht, daß er eines Tages folgende Zeilen von Lucia erhielt:

„Suchet heute Abend Euere Frau auf einige Stunden zu entfernen, es droht uns Gefahr, und ich muß nothwendig mit Euch sprechen. Das aber kann nur in Euerer Wohnung geschehen, denn der Ort unseres bisherigen Stelldichein wurde verrathen. L."

Ein Junge hatte den Brief gebracht, und Herheller, diesmal schlauer als bisher, warf denselben ins Feuer, und sagte zu Judith, indem er sich die Stirne rieb und eine mißvergnügte Miene annahm:

„Ich weiß nicht recht, was ich thun soll. Da

erhalte ich eine Einladung von Philippi, und eigentlich — ich kann es doch nicht wohl abschlagen, Dich aber möchte ich eben auch nicht allein zu Hause lassen.

„Aber weißt Du was? Mache Du auch einen Besuch! Du warest schon ewige Zeiten nicht bei Frau Rehberg, die eine Deutsche, und welche, als wir hierher zogen, so freundlich gegen uns war. Wir schließen heute unsere Bude eine Stunde früher als gewöhnlich, Du gehst die Rehberg zu besuchen, ich folge der Einladung Philippi's, und so bald ich mit Anstand abkommen kann, komme ich, Dich nach Hause zu begleiten."

Judith hatte Nichts einzuwenden.

Was Herheller betreffs der erwähnten Rehberg gesagt hatte, war richtig, und Judith freuete sich, die gute Alte wieder einmal zu sehen, da sie wirklich den Neuangekommenen mehrfach gefällig gewesen.

Als der Abend herankam, kleidete sich Herheller mit Sorgfalt, denn wir wissen, von der Zusammenkunft auf dem Hügel her, daß er es liebte sich zu schmücken, wenn er ähnliche Gänge hatte, so wie heute zu seinem Freunde Philippi, und auch Judith kramte in ihren Schmucksachen, um mit einem oder dem andern Gegenstande sich zu zieren.

Da fiel ihr plötzlich das Messer Donna Marina's in die Hand.

Sie hatte es, als ein Heiligthum, bei ihren Kostbarkeiten verwahrt, und es überkam sie sonderbar, als ihr jetzt ganz unerwartet die zierliche Waffe ihrer Urahne entgegenblitzte.

Lebhaft stand die Erscheinung, welche sie auf der alten Karlsburg gehabt hatte, vor ihren Augen.

Dann gedachte sie ihres Eides, den sie sich dort geschworen, und rief sich die Geschichte Donna Marina's ins Gedächtniß zurück, welche sie kurz vor ihrer Abreise im väterlichen Hause gelesen hatte.

Gewaltsam mußte sie da den Gedanken zurückdrängen, daß diese gute Donna Marina ein leichteres Spiel gehabt habe als sie selbst.

Ehrlich und wacker hatte sie bei Cortez ausgehalten, und vielfach sich den Spaniern nützlich erwiesen.

Aber sie hatte Cortez wie einen Halbgott verehrt, und er, und die Spanier, hatten sie aus der Sklaverei befreit, zu welcher die Sitte ihres Vaterlandes sie verdammte.

Xaramillo aber liebte sie mit der ganzen Kraft ihres Herzens, der lange spanische Hauptmann war

ihr dagegen ein treuer, ergebener Gatte, und für einen geliebten Mann zu dulden, zu wagen, zu kämpfen, ist kein Opfer, das ist ein Glück!

Herheller!

Nun, das waren eben die Gedanken, welche sie gewaltsam bekämpfte.

Und jetzt hob sie das Messer mit dem Griffe aus grünem Stein hoch auf, ähnlich wie Gläubige das Bild des Gekreuzigten, und wiederholte sich ihren Schwur, da aber fiel ihr bei, daß ihre Ahne getödtet werden sollte mit diesem Dolche, den man höhnisch ihr Erbtheil geheißen, und daß sie großmüthig auch denen vergeben, die sie also schmachvoll behandelt.

Mancherlei hatte Donna Marina dennoch vor ihr voraus!

Nun aber hörte sie ihren Gatten nahen, und ließ rasch das Messer in ihren Busen gleiten.

Herheller war heute liebreicher denn seit langer Zeit.

„Gehe jetzt mit Gott, mein Kind," sagte er, „und sei vergnügt, so bald es halbwegs angeht, komme ich Dich abzuholen."

Und die junge Frau dachte bei sich:

„Er fühlt sein Unrecht, und wer weiß, vielleicht wird Alles noch gut werden."

Dann ging sie, um die Rehberg zu besuchen, aber dort trat sie in eine Krankenstube.

Ihre Freundin war seit einigen Tagen nicht ganz unbedeutend erkrankt, indessen wurde Judith höchst liebenswürdig empfangen, da die Rehberg ihr Erscheinen für einen theilnehmenden Krankenbesuch hielt. Es war indessen immerhin nicht thunlich, den ganzen Abend bei der Kranken zuzubringen und eben so wenig konnte sie abwarten, bis ihr Mann erscheinen und sie abholen würde, und nachdem sie etwa eine Stunde am Bette ihrer Freundin zugebracht, ging sie, mit dem Versprechen morgen wiederzukehren.

Langsamen Schrittes ging sie ihrem so ziemlich am Ende der Stadt gelegenen Hause zu, und gedachte jetzt wieder des liebreichen Benehmens ihres Mannes, als er vorhin Abschied von ihr genommen hatte.

Wohlthätig wirkte es auf sie ein, und sanguinische Hoffnungen begannen in ihr aufzusteigen.

Vielleicht hatte Herheller beschlossen, den ärgerlichen Liebeshandel, von dem die halbe Stadt sprach, aufzugeben, man bedauerte sie dann nicht mehr mit schadenfrohem Mitleide, und wenn nicht Glück, so konnte dann doch wenigstens Ruhe und Friede an ihrem Herde sich niederlassen.

Und wie sie so durch die öden Straßen dahinschritt, nahm sie sich vor, ihrem Gatten keine Sekunde lang seine Untreue entgelten zu lassen, sondern dem zu ihr Zurückgekehrten das Leben so leicht zu machen, als es ihr nur immer möglich.

Um eine Ecke biegend, war sie nun in die Straße gekommen, an deren Ende ihr Haus lag.

Die linke Seite der Straße bildeten eine Reihe von Gärten, nur hier und da durch einen schmalen Weg unterbrochen, zur Rechten befanden sich einzelnstehende Häuser, und zwischen denselben wieder Gärten, wohl auch unbebaute, öde Stellen.

Plötzlich blieb Judith stehen, indem sie, um besser sehen zu können, die flache Hand über die Augen hielt.

Es schien ihr, als sei ein Fenster des Erdgeschosses in ihrem Hause schwach erleuchtet.

Wohl ein Stern, der sich in den Scheiben spiegelte. Das trifft sich bisweilen so, und ändert man seine Stellung nur um ein Geringes, so verschwindet die Täuschung.

Sie ging einige Schritte vorwärts, und jetzt blieb sie abermals stehen.

Das Licht verschwand nicht, die Täuschung verschwand nicht, es war kein Stern, der leuchtete, dennoch aber eine Täuschung!

Krampfhaft zog sich ihr Herz zusammen, und sie fiel aus allen ihren Himmeln.

Sie war betrogen. Der Brief, den ihr Gatte am Morgen erhalten, und den er vernichtete, war nicht von seinem Freunde Philippi. Er war von Lucia, der Verhaßten. In ihrem eigenen Hause hatten sich die Beiden ein Stelldichein gegeben, und Herheller hatte sie mit süßen, listigen Worten zu entfernen gewußt.

In wilder Flucht flogen diese Gedanken durch ihr Gehirn, dann begann sie zu überlegen, sich zu sammeln.

Sie hatte wenige Bekannte, sollte sie in den Straßen irren, eine Ausgestoßene aus ihrem eigenen Hause, bis jenes Licht erloschen, bis die Beiden ausgekoset, und vielleicht müde geworden, über sie, die Leichtgläubige, zu spötteln?

Das wäre denn doch zu viel verlangt gewesen für eine Frau, vielleicht selbst für einen verheiratheten Engel, denn es muß wohl solche geben, da wir schon von Engelehen sprechen hörten.

Sie schritt also vorwärts und auf ihr Haus zu, ohne sich vorläufig Rechenschaft geben zu können, was sie dort beginnen, wie sie den Frevlern entgegentreten sollte, und dabei kam es ihr vor, als sei das der schwerste Gang in ihrem ganzen Leben.

Als sie sich ihrem Hause aber schon so ziemlich genähert hatte, hielt sie noch einmal an. Ihr Herz pochte so heftig, daß sie dessen Schläge zu hören glaubte, dennoch aber fühlte sie, daß sie ihrer Sinne vollkommen mächtig, und bemerkte dies daran, weil ihr die eigenthümliche Beleuchtung des Fensters im Erdgeschosse auffiel, die schwach war, und kaum von einer Kerze, oder einer Lampe herrührte.

Ohne Zweifel hatten die Liebenden indessen die Lampe verhängt, um eine allzu auffällige Helle zu vermeiden, und Judith näherte sich nun mit leichten Schritten der Thüre des Hauses, welche sie unverschlossen fand.

Der untreue Gatte hatte sich allzu sicher gefühlt.

So leise wie möglich trat Judith nun ein, und befand sich im Hausgange.

Dem Eintretenden zur Rechten befand sich die zum Laden führende Thüre, zur Linken die Thüre der Wohnstube, und an beiden Thüren befanden sich kleine mit Glas gedeckte Oeffnungen, um die im Hausgange Befindlichen ungesehen beobachten zu können.

Judith that jetzt das Gegentheil, und blickte durch das Glas in die Wohnstube, aus welchem eine schwache Helle drang.

Was sie nun sah, war Folgendes:

Die in der Stube befindliche große, die Kommode der Gegenwart ersetzende, Truhe war geöffnet, und eben so eine kleinere, und ersichtlich waren beide durchwühlt worden.

Dann befanden sich drei Männer in der Stube:

Remigius Herheller, ihr Gemahl, dem die Füße mit einer starken Schnur zusammengebunden waren, und welcher der Länge nach ausgestreckt auf der Erde lag.

Dann Herr Luigi Richi, der Gemahl Lucia's, welche an Herheller geschrieben hatte, daß sie für diesen Abend wichtige Dinge mit ihm zu besprechen habe.

Endlich der vertraute Diener Richi's, den Judith wohl kannte, und der die Arme des liegenden und mit Blut befleckten Herhellers fest hielt.

Die Beleuchtung schließlich betreffend, so bestand diese in einer Blendlaterne, welche in einer Ecke der Stube auf der Erde stand.

Als Judith eingetreten war, schien eben eine kurze Pause im Gespräche stattgefunden zu haben, der Gemahl Lucia's eröffnete jetzt aber die Unterhaltung wieder.

„Hund!" sagte er, „dreimal verfluchter Hund, gieb die Briefe meines Weibes heraus!"

„Ich schwöre bei Gott, daß ich keine weiter habe, als die, welche Ihr schon in der kleinen Truhe gefunden habt," versetzte Herheller stöhnend.

„Den von heute Morgen!" sagte Richi.

„Ich habe ihn verbrannt."

„Den brauche ich auch nicht," versetzte Richi boshaft lächelnd, „aber die andern!"

„Ich habe keine andern," sagte Herheller flehend, „habt Barmherzigkeit mit mir, und tödtet mich nicht."

Das Auge Richi flammte tückisch, und er machte eine kurze eigenthümliche Bewegung mit den Armen auf seinem Rücken.

„Die Briefe!" wiederholte er dann mit fast heiserer Stimme.

„Gott ist mein Zeuge, ich habe keine mehr!"

„So stirb, lügnerischer Hund, den Tod eines Hundes," rief Richi, indem er eine Schlinge hinter seinem Rücken hervor zog, und sie dem auf der Erde Liegenden über den Kopf warf.

Ein Augenblick hatte genügt, Judith durch das kleine Fenster die Gruppe in der Stube erblicken zu lassen, und zugleich ihr die Situation klar zu machen.

Das Entsetzen und der Schrecken des ersten An=

blickes machten sie unfähig sich zu bewegen, aber während des gemüthlichen Zwiegespräches Richi's und Herhellers hatte sie Zeit sich zu sammeln, und als jetzt Richi ihrem Gatten die Schlinge um den Hals geworfen hatte, und ohne Zweifel im Begriffe stand diesen zu erwürgen, riß sie die Thüre auf, war mit einem Sprunge bei Richi, und stieß diesem den uns bekannten Dolch mit kräftiger Hand in die Brust.

Der Getroffene taumelte zurück, sank auf einen Stuhl, und starrte mit dem Ausdrucke des tödtlichsten Schreckens nach Judith.

Der Diener Richi's ließ die Arme Herhellers frei und sprang an die Seite seines Herrn, und war es nun der Anblick des blutigen Messers in der Hand Judith's, oder war es die Sorge um seinen Herrn, er beschäftigte sich nur mit diesem, und machte keinen Versuch die junge Frau anzugreifen.

Die Mordgier der beiden Männer schien plötzlich verschwunden, und sie gaben jetzt kaum weniger klein bei, als vorher Herheller.

Was diesen betraf, so machte er keinen Gebrauch von seinen nun freien Armen, sondern blieb, ohne sich zu rühren, auf der Erde liegen, und es mag sein, daß ihn das unerwartete Erscheinen seiner

Frau kaum weniger erschreckt hatte, als der Ueberfall seiner Feinde.*)

Aber auch Judith bewegte sich nicht.

Sie hielt ihr Messer zur Vertheidigung bereit, und stand neben ihrem Manne, bleich wie eine Leiche, aber mit blitzenden Augen, und den Blick unverwandt auf ihre Feinde gerichtet.

Jetzt aber faßte der Diener Richi's diesen unter die Arme, und das Auge ebenfalls auf Judith geheftet, als fürchte er einen Angriff, leitete er seinen Herrn aus der Stube, halb ihn führend, halb ihn tragend.

Von dem Augenblicke an, wo die junge Frau in die Stube gestürzt war, bis zur Entfernung der Beiden, war keine Sylbe gesprochen worden, wahrscheinlich weil die verehrten Anwesenden an dem Grundsatze festhielten, daß Thaten besser als Worte sprechen.

Nun aber Richi und sein Diener sich entfernt hatten, veränderte Judith ihre Stellung, sie folgte

---

*) Ist es denn unumgänglich nöthig, daß der Herr Verfasser, der nun einmal gewaltsam zum „Frauenlob" geworden ist, die Männer, oder respektive: die Herren in der Geschichte, so miserabel auftreten läßt? Und kann man denn nicht Eines loben, ohne das Andere immerfort herunter zu setzen? Anmerkung des Setzers.

den Beiden, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie das Haus verlassen hatten, schloß und verriegelte sie die Hausthüre, und kehrte zu Herheller zurück.

Sie befreite seine Füße von ihren Banden, und suchte dann nach seiner Wunde, welche sie, da die meisten Frauen jener Zeit einige ärztliche Kenntniß besaßen, sorgfältig verband, und ihn hierauf zu Bette brachte.

Das einzige Lob, welches er ihr ertheilte, war die Aeußerung:

„Du kamst eben zu rechter Zeit!"

Weiter sprach er nicht über den Vorgang, vielleicht weil er sich schämte von Dingen zu sprechen, welche seine Frau, wie er nun wohl begriff, nur allzu gut errathen hatte.

Dagegen klagte er über heftige Schmerzen, welche ihm seine Wunde verursachte, und über furchtbare Erschöpfung, und während Judith seine Schmerzen zu lindern suchte, und tröstende Worte zu ihm sprach, entschlief er endlich.

Judith aber durchwachte die Nacht, theils am Lager des Verwundeten, theils spähend, ob nicht vielleicht ein weiterer Angriff erfolgen würde.

Sie war gleichzeitig Krankenwärterin, und die Hütherin des Hauses.

Nur theilweise Auskunft sind wir indessen im Stande zu geben, wenn der liebe und sehr geehrte Leser uns fragt, wie das Alles gekommen.

Daß Richi von dem Briefe Kenntniß hatte, den seine Frau an Herheller schrieb, ist sicher, und geht aus seiner spöttischen Aeußerung dem Letztern gegenüber hervor.

Aber kam er zufällig zu dieser Kenntniß, ließ das Schreiben absenden, und setzte zur bestimmten Zeit der Zusammenkunft seine liebe Lucia hinter Schloß und Riegel, um statt ihrer des Rendezvous zu besuchen, oder zwang er Lucia zu schreiben, um hierauf seinen Nebenbuhler allein in seinem Hause zu überfallen, das bleibt ungewiß, sicher ist dagegen, daß ihm viel daran lag, den Brief Lucia's an Herheller in die Hand zu bekommen, vielleicht um eine Scheidung von Lucia zu bewirken, und eben so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Drohung, Herheller zu erwürgen, keine leere war, und daß er ihn in seiner eifersüchtigen Wuth getödtet haben würde, wäre nicht, eben noch zu rechter Zeit, Judith erschienen.

Was Herheller betrifft, so machte ihn das verrätherische Schreiben Lucias außerordentlich glücklich.

Er war nicht der Einzige, den es höchlich erfreut, einmal den geliebten Gegenstand, wenn auch

nur verstohlen, in seine vier Pfähle einführen zu können, aber neben dem eigenthümlichen Reize, der hierin liegt, trug er auch das eben nicht sehr anständige Verlangen, sich seiner Flamme als einen vermögenden, und „fein" eingerichteten Mann zu zeigen.

In gleichem, ein wenig pöbelhaftem Sinne, hatte er sich mit der größten Sorgfalt angekleidet, als gelte es in der Stadt einen sogenannten Staaatsbesuch zu machen, und, um Nichts zu versäumen, sich reichlich mit Bisam beträufelt.

Also geschmückt und parfümirt erwartete er seelenvergnügt das Erscheinen Lucia's, und als endlich ein leises Pochen an der Hausthüre ihre Ankunft verkündete, warf er noch einen Blick in den Spiegel und öffnete, mit einem siegreichen Lächeln im Antlitze.

Ein Faustschlag in dieses lächelnde Angesicht, und ein Dolchstoß in die rechte Schulter, waren die Antwort, der Dolchstoß, wohl um ihn wehrlos zu machen, während der Faustschlag als ein zärtlicher Gruß Lucia's, durch ihren Gemahl ausgerichtet, betrachtet werden konnte.

Im nächsten Augenblicke hatten die beide, Eingedrungenen den aus Schrecken fast Bewußtlosen in die Stube geschleppt, und ihn beim ersten Hülfe-

ruf mit augenblicklichen Tode bedroht, dann wurden ihm die Füße geknebelt, und während Richi's Diener den Liegenden bewachte, durchsuchte der Erstere die Truhen nach Briefen seiner lieben Frau, was ihm dadurch wesentlich erleichtert wurde, daß Herheller selbst vorher Kisten und Kasten geöffnet hatte, um der erwarteten Lucia seine Wohlhabenheit zeigen zu können.

Der weitere Verlauf der Sache ist uns aber zur Genüge bekannt.

Kapitel VIII.

Auf der Flucht. Wieder eine Ruine, ohne welche, wie es scheint, der Verfasser nicht wohl auskommen kann. Wie ein alter Bekannter auf selbiger Ruine erscheint, und vom Begräbnisse des Herrn Herheller.

Armselig, und ein wenig an wandernde Kesselflicker, Zigeuner und verwandte Subjekte erinnernd, war das Fuhrwerk, dem wir jetzt begegnen.

Eine Karre, oder ein kleiner Wagen, mit einer auf Reife gespannten Leinwanddecke überzogen, und mit einem einzigen Pferde bespannt.

Der Wagen trug Spuren einer längeren Reise, und das Aussehen des Pferdes deutete auf keine besondere Pflege, und nicht überflüssiges Futter.

Es wurde von einer Frau gelenkt, welche am Vordertheile des Wagens, noch halb bedeckt von dessen Leinwandüberzuge saß, und im Innern des Wagens hörte man von Zeit zu Zeit eine männliche Stimme, welche klagte und stöhnte, oder auch wieder fluchte und schalt.

Dieser Mann war Herr Remigius Herheller,

und die das Pferd lenkende Frau seine Gemahlin Judith, welche zur Zeit mehr einer Vagabundin gleich sah, als der Tochter des reichen Kaufmanns Armiller zu Karlstadt am Maine.

Nachdem wir aber angedeutet haben, daß die Reisenden sich nicht mehr im Lande befanden, in welchem die Orangen glühen, sondern auf guter deutscher Erde, wollen wir erzählen, wie sie dahin gekommen.

Am nächsten Morgen nach der Nacht, mit dem schief ausgegangenen Rendezvous in Herhellers Hause, erschien eine Dienerin, welche Judith für die derberen häuslichen Arbeiten täglich auf ein paar Stunden gedungen hatte.

Das Mädchen sah scheu und verstört aus, und berichtete, daß man sich in der Stadt sonderbare und schlimme Dinge erzähle.

Der allgemein beliebte und geachtete Herr Luigi Richi, sei auf hinterlistige und boshafte Weise in ein Haus gelockt, dort schwer verwundet und beraubt worden, und nur dem Muthe und der Besonnenheit seines Dieners verdanke er sein Entkommen, obgleich sein Leben noch in großer Gefahr.

Als den Thäter bezeichne man Herheller, und sein Haus als den Schauplatz des Verbrechens, und

die Entrüstung über dasselbe sei eine große und allgemeine.

Hierauf aber entfernte sich das Mädchen, als wolle es in solcher Mordhöhle Nichts weiter zuschaffen haben, und kehrte auch nicht wieder.

Da nun Herheller seiner Wunde halber das Bett nicht verlassen konnte, so ging Judith, nachdem sie den Kranken mit dem Nöthigsten versorgt hatte, um Erkundigungen einzuziehen.

So allgemein bekannt waren nun freilich die Vorgänge der verwichenen Nacht noch nicht, wie es das Mädchen dargestellt hatte, doch sprach man davon, und Judith hielt es für das Beste, sich bei einem der Freunde oder Bekannten Herhellers Rath zu holen, und begab sich deßhalb zu einem Manne, der für so ziemlich zuverlässig gehalten werden konnte, und theilte demselben unverhohlen den ganzen Verhalt der Sache mit.

„Vor Allem, Signora," versetzte der Freund Herhellers, „geht nach Hause, und lasset Euch so wenig wie möglich auf der Straße sehen. Ich schicke Euch meine Frau, um Euch an die Hand zu gehen, und später komme ich selbst, noch um zu berichten, was ich erfuhr."

Der Mann war in der That zuverlässig, wenn

auch die Nachrichten, welche er später brachte, eben nicht die tröstlichsten waren.

Was die Wunde Richi's betraf, so war sie schlimm, und wenn auch gerade nicht absolut tödtlich, so konnte für das Leben des Verwundeten doch nicht mit Sicherheit eingestanden werden.

Als Thäter wurde aber allerdings Herheller bezeichnet, ohne Zweifel, weil Richi sich schämte, von einem Weibe also getroffen worden zu sein.

„Wenn nun Richi von seiner Wunde geneſt," fuhr Lorenzo, der Freund Herhellers, fort, „so dürft Ihr für einige gute Messerstiche nicht sorgen, denn er wird Euch, mein lieber Herheller, stets als die Ursache seiner Verwundung ansehen, und eigentlich auch nicht mit Unrecht.

„Muß der gute Richi aber ins Gras beißen, so wird die Sache erst recht schlimm, denn abgesehen davon, daß einige Freunde des Seligen Euch auf das Korn nehmen werden, muß dann die Justiz sich ebenfalls, und das zwar sehr ernstlich, mit Euch beschäftigen, und dabei ist zu bedenken, daß fast die ganze Stadt gegen Euch ist, wegen Eures ärgerlichen Liebeshandels — — ich will aber nicht von Dingen sprechen, welche mich Nichts angehen."

„Was soll ich aber thun?" fragte Herheller ängstlich und gedrückt.

„Durch die Lappen gehen, wie Euere deutschen Jäger sagen," erwiderte Lorenzo, „Euch aus dem Staube machen, so lange es noch Zeit ist. Einige Tage habt Ihr unbedingt noch vor Euch. Die mit den Messern passen eine günstige Gelegenheit ab, unsere Justiz aber ist, Gott sei Dank, oder dem Himmel sei es geklagt, es bleibt sich das gleich, außerordentlich langsam, anfänglich nämlich.

„Haben aber die Herren mit den steifen Halskrausen es sich einmal in den Kopf gesetzt Euch zu fassen, so seid Ihr auch ein paar Tagereisen über der Grenze noch nicht sicher, denn sie haben einen langen Arm. Suchet also so bald als möglich das Weite zu gewinnen!"

Man besprach hierauf die nöthigen Schritte, um die Abreise so bald als thunlich antreten zu können, und Lorenzo bot allenthalben hülfreiche Hand.

Die Vorräthe und Waaren wurden an einen Händler verkauft, das Hausgeräthe und Aehnliches an einen andern Bürger der Stadt, und da Beide wohlfeil kauften und ein gutes Geschäft machten, war man ihrer Verschwiegenheit sicher, welche sie überdies noch beschwuren, denn Schwüre, und ein anständiges Profitchen, binden die Zunge jeglichen Ehrenmannes.

Ueber das Haus Herhellers wurde ein Scheinverkauf mit Lorenzo abgeschlossen, und endlich erstand der Letztere ein unscheinbares Fuhrwerk, welches einige Tage nach der verhängnißvollen Nacht außerhalb der Stadt an einem öden, abgelegenen Orte halten sollte, und nachdem die Dunkelheit angebrochen war, wurde Herheller mit Hülfe Judith's und Lorenzo's dorthin gebracht.

„Lebt wohl," sagte dieser, „laßt mir, wenn es möglich ist, Nachrichten zukommen, und haltet Euch nicht allzu lange in der Nähe unserer Grenze auf. Richi wird schwerlich die heutige Nacht überleben. Adio!"

Judith erblaßte, und ein Schauer ließ ihre Glieder einen Augenblick lang erzittern. Dann ergriff sie die Zügel und fuhr der Grenze zu.

Als wir sie vorhin trafen, waren sie bereits einige Tage auf der Reise, und da sie größere Straßen mieden, und in den ersten Tagen sich zu fragen scheuten, um keinen Verdacht auf sich zu lenken, so ist nichts leichter möglich, als daß sie ein wenig in der Irre umher gefahren.

Die Laune Herhellers, den seine Wunde von Zeit zu Zeit heftig schmerzte, war eine höchst unangenehme, und er machte Judith die ungerechte-

sten Vorwürfe, indem er die Schuld des ganzen Unglückes auf sie schob.

„Man sticht nicht gleich so derb zu," sagte er, „aber so sind die Weiber alle, maßlos heftig und leidenschaftlich. Es wäre überhaupt gar nicht nöthig gewesen, gleich mit dem verwünschten Messer zu hantiren, denn gewiß hätten die Beiden bei Deinem Erscheinen sich entfernt. Nun aber kommt die ganze Sache auf mich heraus, der ich der Allerunschuldigste bin, und den einfältigen Richi gar nicht angerührt habe."

Dann begann er zu klagen, daß ihn seine Wunde schmerze, und daß Judith den Verband täglich mit weniger Sorgfalt anlege.

Endlich fragte er nach Lucia:

„Hast Du in den letzten Tagen Nichts von ihr gehört? Du bist ja zur Abendzeit mit Lorenzo's Frau oft genug in der Stadt umhergelaufen!"

Auf seine früheren Anschuldigungen hatte die junge Frau keine Antwort gegeben, nun aber sagte sie:

„Ich habe gar nicht nach ihr gefragt!"

„Ja," rief Herheller, „so bist Du. Um die Hauptsache kümmerst Du Dich nicht, dagegen aber um tausend Dinge, die Dich nicht angehen."

Judith gab hierauf wieder keine Antwort, da-

gegen erhielt das Pferd einige unverdiente Peitschenschläge, so daß es einige Minuten lang heftig anzog, und Herheller rief:

„Da hat man es wieder, gleich oben hinaus und ärgerlich!“

Uebrigens verschlimmerte sich auf der Fahrt Herhellers Wunde, was wenig zu wundern war, da das Wetter schlecht wurde, der Herbst unfreundlich und kalt sich einstellte, und Judith, mit dem besten Willen von der Welt, den Kranken nicht so pflegen konnte wie zu Hause auf bequemem Lager

Das Ziel der Reise?

Nun die Heimath, aber war dieses Ziel auch ein bewußtes, so war die Richtung, welche einzuhalten, bisweilen ziemlich unbewußt.

In den ersten Tagen hatte Herheller darauf gedrungen, nur in einzeln stehenden Gehöften oder kleineren Dorfschaften zu übernachten, da er die langen Arme der Herren mit den steifen Halskrausen fürchtete, von welchen sein Freund Lorenzo gesprochen hatte.

Nun aber schienen alle größeren Ortschaften und Städtchen verschwunden, als wollten sie sich für die anfängliche Vernachlässigung rächen.

Höchst erwünscht aber wäre ein einigermaßen

bekannter Ort gewesen, von welchen aus eine Botschaft an Armiller zu senden, und dessen Antwort zu erwarten gewesen wäre, denn ging auch das Reisegeld der Flüchtlinge nicht gerade auf die Neige, so war das bei längerer Irrfahrt doch immerhin zu fürchten.

Unsere Flüchtlinge befanden sich bereits etwa acht Tage auf deutscher Erde, und fuhren eben auf einem holprigen und steinigen Feldwege dahin, in der Hoffnung wenigstens irgend ein kleines Dorf zu erreichen, und dort eine Nachtherberge zu finden, als der Feldweg plötzlich von einer etwas breiteren Straße gekreuzt wurde, die ohne Zweifel nach einer größeren Dorfschaft, oder einem Flecken führte.

Guten Muthes lenkte Judith das Pferd auf die bequemere Straße, spähend nach menschlichen Wohnungen, welche nicht allzu ferne sein konnten, als ein fast kreischender Aufschrei ihres Mannes sie rasch anhalten ließ.

„Wende um!“ rief Herheller, „wende um, ich befehle es Dir, fahre links auf den Wald zu! Willst Du mich mit allem Fleiße ins Unglück stürzen?“

Ohne nach dem Grund dieser plötzlichen Aufregung des Verwundeten zu fragen, wendete Judith das Pferd, und fuhr querfeldein, über Stoppel-

felder, dem Walde zu, und erst nun erfuhr sie die Ursache von Herhellers plötzlichem Schrecken.

Obgleich im Wagen auf einem so gut es eben anging bereiteten Lager liegend, und ganz bedeckt von der über das Fuhrwerk gespannten Leinwande, lüftete er dennoch die letztere von Zeit zu Zeit ein wenig, um Ausguck zu halten, und zu spähen, ob nicht irgend etwas Verdächtiges zu bemerken.

In der That hatte sich aber wirklich etwas Dergleichen blicken lassen.

In ziemlich weiter Ferne hatte er Reiter bemerkt, und dieselben sofort als kaiserliche erkannt.

Obgleich es nun freilich höchst unwahrscheinlich, daß dieselben von den bewußten Herren mit den steifen Halskrausen beauftragt waren ihn zu fahnen, so war dennoch immerhin eine entfernte Möglichlichkeit dessen denkbar.

Mehr aber noch, als diese Furcht, ließen ihn die vor einigen Jahren gemachten Erfahrungen bezüglich des Unternehmungs-Geistes dieser kaiserlichen Reiterei erschrecken.

Egesta, der Rittmeister, und Judith!

Und jenesmal war er selbst ein rüstiger Mann, mit einem Degen an der Seite, den er zu führen verstand, und vielleicht selbst mit Glück geführt hätte, wären seiner Kampflust nicht sanitätische Be-

denken entgegen getreten, und vielleicht sogar moralische Rücksichten, obgleich er in diesem Fache nicht besonders stark war.

Nun aber lag er da, ein Verwundeter, ein Krüppel vielleicht auf Lebenszeit, und Judith? Nun Judith war trotz mehrlei herben Erfahrungen, die sie gemacht, nach Kämpfen, die sie bestanden, immer noch ein reizendes Weib, und er mußte sich gestehen, daß die kaum vierundzwanzigjährige Frau jetzt schöner, verführerischer war, als zur Zeit, in welcher sie ihm ihre Hand gereicht.

Es kann sein, daß er sich auch noch andere Dinge gestehen mußte.

Zum Beispiele die Kindereien mit Lucia, und daß ihm das unmoralische Sprichwort einfiel, daß Wiedervergelten keine Sünde sei!

Wenn bei jenen kaiserlichen Reitern der Don Juan Egesta sich befände, und der spitzbübische alte Wachtmeister!

Aber wenn auch nicht. Er wollte mit seiner Majestät Rittmeistern überhaupt gar nichts zu schaffen haben, und darum Vorwärts, nach dem Walde zu. — —

Wie ein Schwalbennest hing die Hütte der Alten an einer mächtigen Mauer der Ruine, und einige Schritte von den windschiefen Wänden der Hütte

entfernt gähnte ein Abgrund, ein Graben, den die Natur geschaffen, und der die frühere Burg mit befestigen half.

Die Alte, eine Mischung von Zigeunerin, kräutersuchender Hexe, Bettlerin, und, wenn es nicht anders sein kann, auch ehrwürdigen Greisin, saß auf einem bemoosten Felsenstücke vor ihrer Hütte, und neben ihr Judith, in ihre knochigen Hände Geld zählend.

Und während sich dann die Alte erhob, und in das Gebüsch trippelnd verschwand, ging auch Judith gegen das alte Mauerwerk zu. Wir lassen sie indessen nicht ebenfalls verschwinden, sondern folgen ihr, indem wir in ein mäßig hohes und trockenes Gewölbe eintreten, und dort Herheller in einer Ecke, auf einem Lager von Moos, so ziemlich erträglich gebettet finden.

Es ist nicht nöthig, unseren Flüchtlingen lange zu folgen, um sie in jenem alten Gemäuer wieder zu finden.

Als sie an jenem Tage, fliehend vor den kaiserlichen Reitern, endlich den Wald erreicht hatten, fand sich bald ein Hohlweg, den Judith auf gut Glück hin folgte und auch nicht verließ, als er endlich aufwärts zu führen begann.

Als dann zwischen den Bäumen Mauerwerk und ein aufsteigender, dünner Rauch sichtbar wurde,

gab sich Judith der Hoffnung hin, hier eine Nachtherberge zu finden, und theilweise, wenngleich nicht vollkommen nach Wunsch, wurde diese Hoffnung erfüllt.

Die Mauerreste waren die wenigen Ueberbleibsel einer, wohl schon vor mehreren Jahrhunderten, zerstörten Burg, und dicht an denselben hatte sich die Alte angesiedelt, welche Kräuter suchte, Tränke braute und Karten legte, kurz, genau auf dieselbe Weise ihren Unterhalt erwarb, wie es noch heute zu Tage, mit nur wenig veränderter Form, von ihren Colleginnen geschieht.

Judith hielt ihr Pferd an und fragte die unter der Thüre ihrer Hütte Sitzende, ob sie bei ihr ein Unterkommen für die Nacht finden könne, und fügte hinzu, daß ihr im Wagen befindlicher Mann krank sei, und von bösen Menschen unschuldig verfolgt würde, daß sie aber noch so viele Mittel besäßen, ihre Gastfreundschaft zu belohnen.

„Ob es Euer Mann ist, oder Euer Liebster," gab die Alte zur Antwort, „ist mir gleichgültig, und eben so kümmert es mich nicht im Mindesten, ob es gute oder böse Menschen sind, die Euch verfolgen, und was Ihr angestellt habt, weil man Euch auf den Fersen.

„Auch ohne Mittel könntet Ihr wohl hier bleiben, habt Ihr aber solche, ist es besser, unter allen Umständen aber seid Ihr hier oben sicher, denn aus Neugierde besucht Niemand die alte Justine, und die, welche hierher kommen, weil sie meiner bedürfen, sind zahm wie die Ohrwürmchen.“

Die Alte sprach so resolut und bestimmt, wie das nicht selten bei den Waldweibern getroffen wird, da aber auch ihre Stube klein, enge und so unreinlich war, wie das bei ihnen gebräuchlich, so wurde der kranke Herheller in das oben erwähnte Gewölbe gebracht, was eine erträgliche Krankenstube, und gleichzeitig ein treffliches Versteck gewährte.

Dann entschlossen sich unsere Flüchtlinge, dieses ihr Versteck für das Erste so bald nicht zu verlassen.

Die alte Hexe, oder Natur-Doktorin Justine, war gefügig und leistete gute Dienste. Sie holte für das Geld, welches ihr Judith gab, Speisen und Getränke aus einer etwa eine Stunde entfernt liegenden Ortschaft, und half dann den Reisenden getreulich dieselben verzehren.

Dann schaffte sie die Hausmittel herbei, deren Judith für ihren Mann bedurfte, und gab selbstverständlich, als Erfahrene, mehrfachen Rath.

Endlich aber hoffte man durch ihre Bemühungen vielleicht eine Gelegenheit ausfindig zu machen, um ein Schreiben an Armiller gelangen zu lassen, was aber Herheller am angenehmsten, waren die Nachrichten, welche Justine bezüglich der kaiserlichen Reiter überbrachte, und die Hoffnung, welche sie aussprach, daß dieselben bald weiterziehen würden, denn mit jedem Tage schien seine Abneigung gegen diese Tapfern zu steigen.

Aber auch seine schlimme Laune steigerte sich täglich, während seine Wunde, trotz der aufmerksamsten Pflege Judith's und den Tränken und Sprüchen der Alten, sich nicht besserte, sondern, Judith konnte sich das nicht bergen, eher noch verschlimmerte.

Vor wenigen Tagen noch war es ihm möglich, war die Witterung günstig, einige Stunden außerhalb des Gewölbes im Freien zuzubringen, welche Zeit er freilich vorzugsweise dazu benutzte, um durch Lücken im Walde nach der Ortschaft zu blicken, und nach den verhaßten Reitern zu spähen.

Nun aber nahmen seine Kräfte ersichtlich ab, und nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, frische Luft im Walde zu schöpfen.

Judith war trostlos, plötzlich aber kam es wie eine Erleuchtung über sie.

Justine sprach von einem geschickten Feldscherer, der bei den kaiserlichen Reitern sei, und fügte hinzu:

„Für ein Stück Geld kommt der Mann herauf zu uns, und sieht sich Eueren kranken Herrn an. Obgleich sie ihn unmäßig loben, wird er nicht mehr können, als wir Zwei auch, denn die Männer stecken sammt und sonders voll Hochmuth, wenn es Euch aber ein Trost ist, und genehm, so hole ich ihn."

Das nun wollte Judith nicht, denn bei der Abneigung, welche Herheller gegen die Kaiserlichen hegte, mußte sie das Schlimmste befürchten, wenn plötzlich ein Mann in ihren Farben vor seinem Lager erscheinen würde.

Aber sie faßte einen andern Plan.

Sie beschloß selbst nach jener Ortschaft zu gehen, in welcher die Kaiserlichen lagen, mit dem Feldscherer zu sprechen, ihm, so gut sie konnte, den Zustand ihres Mannes zu schildern und seinen Rath zu erbitten, vielleicht auch zu besprechen, auf welche Weise es möglich zu machen sei, daß er den Verwundeten, ohne ihn allzu stark aufzuregen, sprechen könne.

Herheller hatte in der letzten Zeit nur allzu häufig schlaflose Nächte, und suchte dann den nöthi-

gen Schlaf bei Tage nachzuholen, so daß er meist vom frühen Morgen an bis zum Mittage zu schlafen pflegte.

Diese Zeit wollte die brave junge Frau zu ihrem Liebesgange benutzen, und that es auch bereits am nächsten Morgen.

Herheller war entschlummert, sie versah ihn sorgfältig mit Allem, was er, sollte er zufällig erwachen, nöthig haben könnte, und trat dann hastig ihren Gang an.

Ihre Mühe war fruchtlos.

Der Gesuchte war bereits am frühen Morgen nach einem entfernten Dorfe, wohl in einer ähnlichen Angelegenheit, gerufen worden, er konnte kaum vor Abends zurückkommen, und Judith trat rasch den Heimweg an, um wo möglich noch vor dem Erwachen ihres Gemahles die Ruine zu erreichen.

Dennoch aber fand sie denselben, als sie erhitzt und athemlos das Gewölbe betrat, bereits erwacht und aufrecht auf seinem Lager sitzend, als habe er sie erwartet.

Sie erschrak, denn obgleich es den Anschein hatte, als könne er sich kaum gänzlich von dem Lager erheben, sah er dennoch in hohem Grade aufgeregt und zornig auf.

„Wo wareſt Du?“ herrſchte er ſie heftig an.

„Ich war im Walde heilſame Kräuter zu ſuchen,“ verſetzte Judith.

Die gütige Mutter Natur ſchenkte dem ſchwachen und ſchutzloſen Geſchlechte dieſe Gabe des raſchen Beſonnenſeins, welche der bedrängten Unſchuld einen Ausweg zeigt, auf welchem ſie ſich rettet, dem verfolgten Mäuslein gleich, welches durch das Mauſeloch in Sicherheit kömmt.

Herheller nannte dieſe Gabe der raſchen Beſonnenheit anders.

„Elende Lügnerin,“ rief er, „Du wareſt nicht im Walde, Du wareſt bei den kaiſerlichen Reitern, um mit Deinem Galan, dem verfluchten Egeſta, zu buhlen!“

Und dann ſagte er ihr, in abgebrochenen Sätzen und mit wutherſtickter Stimme, daß er erwacht ſei, und da er ſie vermißt, ſich mühſam ins Freie geſchleppt habe, ſie zu ſuchen.

Dann zufällig nach der Richtung blickend, in welcher die Ortſchaft, das Quartier der Kaiſerlichen lag, ſah er ſie haſtigen Schrittes von dort wieder der Ruine zueilen.

Da war jener ſchmähliche Verdacht in ihm aufgeſtiegen, ſofort zur Ueberzeugung geworden, und er wiederholte ihn jetzt der Unſchuldigen, mit häß-

lichen, schmähenden Worten und mit abscheulichen Schimpfreden.

Judith fühlte, wie das Blut in ihr Antlitz stieg, und wie der Unwille sie zu überwältigen drohte. Aber sie bezwang sich.

„Remigius," sagte sie, „ich war allerdings in jenem Orte, aber ich suchte den Feldscherer der Kaiserlichen auf, um ihn Deinetwegen zu Rathe zu ziehen."

„Erbärmliches, pflichtvergessenes Weib!" rief Herheller keuchend dagegen.

„Remigius," sagte jetzt Judith, einen Schritt näher zu seinem Lager tretend, „Remigius, Du häufst Undank auf Undank, und mißbrauchst meine Geduld auf schmähliche Weise."

Er antwortete nicht, aber er ergriff einen neben seinem Lager stehenden Glasbecher und schleuderte ihn, mit aller ihm zu Gebote stehenden Heftigkeit, gegen die junge Frau.

Das Glas zerschellte an ihrer Stirne, und fiel klirrend zu Boden, und sie fühlte, wie es warm über ihr Angesicht niederzufließen begann. Mit einem Weheschrei floh sie aus dem Gewölbe, und lief dann planlos in das nahestehende Buschwerk.

Dort warf sie sich, wehklagend, und einer Ohn-

macht nahe, auf die Erde, ihr blutendes Angesicht wider den steinigen Boden drückend.

Sie mochte wohl eine Viertelstunde so gelegen haben, als sie sich gerüttelt, und dann mit starkem Arme aufwärts gehoben fühlte, aber plötzlich schien dieser starke Arm zu erlahmen, und sie sank in die Knie.

Der Mann, der sie von der Erde zu erheben versuchte, hatte ihr Angesicht gesehen, und das hatte für einen Augenblick ihn mächtig erschüttert, dann aber hob er sie rasch gänzlich empor.

Es war ein Offizier der kaiserlichen Reiter, der indessen keinen Palasch an der Seite trug, sondern eine Büchse über dem Rücken hängen hatte. Wohl ein Jagdfreund, der einen Ausflug machte, da die Umgegend frei von feindlichem Volke.

Es war in der That so.

„Judith!“

„Günther!“

Sie sanken sich in die Arme, was wir ihnen gestatten, trotz der ängstlichen Vorliebe für Sittlichkeit und verwandte Tugenden, welcher wir uns in dieser merkwürdigen Geschichte stets befleißigen.

Dagegen wissen wir die Worte nicht anzugeben, welche sie in jenen ersten Augenblicken sprachen, da

sie selbst derselben sich kaum erinnerten, oder sich Rechenschaft über dieselben geben konnten.

Eine Viertelstunde später finden wir Beide indessen auf einem Felsenstücke nebeneinander sitzen.

Er hatte die Wunde an ihrer Stirne bei einer kleinen Quelle ausgewaschen, und mit ihrem Taschentuche verbunden, und da sie ihn ernstlich versichert hatte, daß sie gefallen und sich also verletzt habe, schien er es zu glauben, und forschte nicht weiter.

Dann erzählte er ihr seine Schicksale, wozu er wenig Worte bedurfte, denen sie freilich eifrig lauschte.

Er war, wie wir wissen, als sie Herheller heirathete, in die Welt gelaufen, doch nicht weit, da er bald sich bei kaiserlichem Volke anwerben ließ.

Schlimm aber wurden die Reihen der Reiter durch die schwedischen Kugeln gelichtet. Das machte Lücken bei der Truppe, auch unter den Führern, und da Günther Muth und Glück, fand man ihn würdig die Gefallenen zu ersetzen. So ward er Offizier, und jetzt war er Führer der Reiter, auf welche Herheller so erbost war.

Er, Günther, und nicht jener Egesta, der zur Zeit weiß Gott wo ritt, oder begraben lag.

Wenn das erst der gute Herheller hätte ahnen können!

Was Judith erlebte, wissen wir. Viel des

Schlimmen aber verschwieg sie, als sie ihm ihre Begegnisse erzählte, unwillkürlich Gesprochenes lehrte ihm aber dennoch, daß sie nicht glücklich.

Als es Zeit war sich zu trennen, hielt er fest ihre Hände in den seinen, seine Miene war ernst, und seine Brust hob sich unter gewaltigen Athemzügen so gewaltig wie der Kampf, den er kämpfte in dieser seiner Brust.

Aber er mußte ihn wohl siegreich bestanden haben, diesen Kampf, denn er erhob sich jetzt, schloß sie fast feierlich in seine Arme, und schied mit wenigen Worten Abschied nehmend, und rasch den Weg zu seinen Reitern einschlagend.

Was hatte er niedergekämpft in seinem Innern? Welchen Vorschlag, den er ihr machen wollte, hatte er zurückgedrängt in die Tiefen seiner Brust? Welcher Versuchung hatte er widerstanden?

Wir wissen das nicht, wir ahnen es blos, aber auch über die junge Frau mußte eine ähnliche Ahnung gekommen sein, denn sie blieb auf der Stelle stehen, an welcher der Jugendfreund von ihr geschieden war, so lange sie seine Schritte und das Rauschen im Gebüsche hören konnte, dann seufzte sie tief, tief auf, aber sie verweilte nicht, bis er unten auf der Ebene erscheinen würde, um ihm nachzusehen,

sondern sie wandte sich und kehrte zu ihrem Gatten zurück, der vor Kurzem sie so zärtlich entlassen hatte.

Einfarbig grau hing der Himmel etwa acht Tage später über dem Lande.

Dabei fiel ein feiner Regen, der geräuschlos und fast unsichtbar niederging, dennoch aber gründlich durchnäßte, und bisweilen fegte brausend ein Windsturm über die Erde, gefallene Blätter vor sich her treibend, die eilig vor ihm flohen, bis sie endlich eine Ecke erreicht hatten, in welcher sie ausruhten von der ungewohnten Beschäftigung.

Solcher Ruhepunkte für die todten Blätter bot der Friedhof, auf welchem wir uns befinden, viere in seinen vier Ecken, und wenn der Herbstwind für den Augenblick den Blättern nichts mehr anhaben konnte, fuhr er dafür heulend durch das ziemlich mangelhafte Dach der kleinen Todtenkapelle, oder zerzauste das Haar der wenigen Leidtragenden, welche das Grab des Herrn Remigius Herheller umstanden.

Ernst und bleich wie ein Marmorbild stand Judith an dem Grabe, welches jetzt geschlossen wurde, indem dumpfpolternd die Erde auf den Sarg niederrollte.

Sie hatte keine Thränen, dennoch aber lag tiefe Trauer auf ihren bleichen Zügen, denn wie das

edlen Herzen eigen, gedachte sie in dieser ersten Scheidestunde nun der, freilich nicht sehr zahlreichen Stunden, in denen sie zufrieden an der Seite des Mannes gelebt, dem sie zweimal Treue geschworen hatte, und der freundlichen Worte, die er ihr gegeben.

Für die bitteren Stunden und Worte, die ihr diese Ehe gebracht, hatte sie kein Gedächtniß am halb geschlossenen Grabe ihres Gatten, und als endlich die Grube geschlossen, und sie knieend ihr letztes Gebet für den Geschiedenen zum Himmel gesendet hatte, trat sie allein und ohne jegliche Begleitung, in ihren Trauerschleier gehüllt, den Heimweg an nach der Ruine, und zur Hütte der alten Justine, die zu Hause geblieben, da sie mit kirchlichen Ceremonien nicht viel zu thun haben mochte, vielleicht um ihrem guten Rufe als Hexe nicht zu schaden.

Herr Herheller aber schlief den ewigen Schlaf an demselben Orte, der dem Lebenden so verdrießlich gewesen, was aber die Ursache dieses Widerwillens, die kaiserlichen Reiter, betraf, so hatten dieselben, schon am nächsten Tage nach der Zusammenkunft Judith's und Günthers, den Ort verlassen.

Kapitel IX.

Wie der alte Herr Armiller fast ungebührlich flott geworden, und wie ein Anonymus ihm das, was er nicht verjubelte, stahl. Von einem fetten Hochzeitsschmause, und von christlicher Versöhnung, mit welcher, neben einigen andern Dingen, dieses letzte Kapitel schließt.

Die Wälder waren entblättert, und kahl stand das Feld, denn seine Winterruhe hatte begonnen, und es harrte der schützenden Schneedecke, die wohl nicht lange auf sich warten ließ, denn schon glänzte es weiß von den Bergen, und auch in den Thalschluchten hatte der Wintergast sich eingefunden.

Da erzählten sich die Gevatterinnen eines Morgens in der guten Stadt Karlstadt, daß am Abende vorher, zwischen Licht und Dunkel, die Frau des reichen Herheller, die so stolz vor Jahren auf stattlichen Rossen hinweggezogen sei, heimgekehrt wäre auf einem Bettelmanns-Fuhrwerke, bespannt mit einem einzigen, mageren Rößlein, welches sie eigenhändig gelenkt, da sie weder Mann noch Knecht mit sich gebracht.

Es war in der That so, Judith war heimgekehrt, und das nicht zu ihren Eltern, sondern in das Haus ihres geschiedenen Gatten.

Der alte treue Knecht empfing sie mit Freudenthränen, die aber bald in Trauer sich wandelten, als er den Tod seines Herrn erfuhr.

„Auch dies noch!“ rief er aus, dann aber faßte er sich, und gab der zurückgekehrten Herrin verständige Auskunft über den Stand der Dinge in Haus und Hof.

Es war so schlimm nicht, als es früher Armiller in einem Schreiben dargestellt.

Die Werthsachen freilich, welche Herheller, ehe er davonzog, vergraben, waren von den Feinden gefunden worden, mancherlei andere Dinge, die wohl auch Geldeswerth, hatte der alte treue Georg dennoch vor der Habgier der Fremden zu retten gewußt. Dann war das Haus da, und das zwar schuldenfrei, mancher gute Acker Artfeld und Wiesengrund, und die „Wengerte“, die Weingärten auf den Karlsstadter Bergen konnten sie auch mit dem besten Willen nicht davon tragen.

„Ihr seid immer noch reicher als manche Andere,“ schloß der Alte, und dabei seufzte er tief auf.

Judith sah ihn forschend an. Er hatte Etwas

auf dem Herzen, und wußte nicht, sollte er sprechen oder es bergen. Sie sagte ihm das.

„Ihr habt gleich, als Ihr kamet, nach Eueren Eltern gefragt," erwiderte Georg, „und ich sagte Euch, daß sie wohlauf und gesund."

„Gott sei Dank," sagte Judith, „aber was soll das bedeuten?"

„Das bedeutet, daß Ihr nun reicher seid, als der reiche Herr Armiller," versetzte der Knecht, und dann begann er zu berichten.

Als die schwedische Besatzung eingezogen war, ging anfänglich Alles vortrefflich.

Ochsenfurt, Schweinfurt und eben so Karlstadt „seynd für Paß-Städt am Mayn-Strom gehalten, ziemlich fortificirt, mit Garnisonen belegt, und zu Magazin- oder Proviant-Häuser destinirt worden," und viel schwedisches Volk zog deßhalb aus und ein in der Stadt.

Armiller aber, wohl um Schlimmerem zu entgehen, stellte sich mit den schwedischen Offizieren auf den besten Fuß, er lud sie zu sich, und der sonst so sparsame Mann hielt nun fast täglich offene Tafel, veranstaltete Zechgelage, und auch Leute aus der Stadt fanden sich bei diesen ein, so daß es, wie der alte Georg sich ausdrückte: „aus und ein ging, wie in einem Taubenschlage."

Da kam eines Morgens Frau Afra wehklagend in Herhellers Haus gelaufen, und bat Georg, mit ihr zu kommen, da sie glaube, daß ihr Herr verrückt geworden sei, und der ihr Folge leistende Georg fand Armiller allerdings in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte.

Wir wissen, auf welche schlaue Weise Armiller fast alle seine Habe mit seinem schwarzen Mörtel verborgen und verwahrt hatte, aber trotzdem hatte ein Anderer dennoch die Sache erkundet, und eines schönen Morgens fand Armiller die Wand erbrochen und das Nest leer.

Er war täglich in das Gewölbe gestiegen, um sich zu überzeugen, ob dort noch Alles in guter Ordnung, und irgend Jemand, sei es nun Freund oder Feind, war höchst wahrscheinlich ihm nachgeschlichen, und kam auf diese Weise hinter das Geheimniß.

Schlimm war, daß Armiller, um seine verborgenen Schätze nicht angreifen zu müssen, Schulden gemacht hatte, die zu zahlen ihm jetzt unmöglich, und daß dem sonst so sparsamen Manne diese Sachlage zu Herzen ging, war ihm wohl kaum zu verargen.

Nach einiger Zeit erschien er indessen wieder

gefaßter, und nun ging er gewaltsam daran, das Verlorene wieder zu erwerben.

Waren aber nun durch jenen erlittenen Verlust seine Geisteskräfte geschwächt, und spekulirte er zu gewagt oder ungeschickt, oder hatte er, in der zu Handelsgeschäften ohnedem nicht recht passenden Zeit, überdies auch noch Unglück, genug, er erlitt Verluste auf Verluste, und — — — — war jetzt kaum mehr Herr seines Hauses.

Mit Fassung hörte Judith diese schlimme Zeitung, und erachtete es als ein Glück, daß sie dieselbe vorher erfahren, ehe sie ihr elterliches Haus betrat.

Nun aber eilte sie dorthin, und gewahrte mit tiefer Bekümmerniß, daß Georg kaum zu viel gesprochen, und daß die Geisteskräfte ihres Vaters in der That bedeutend geschwächt.

Er fragte mit keiner Sylbe nach Herheller, und bezeigte kaum eine besondere Freude sie selbst wiederzusehen, sondern erzählte ihr wehklagend, daß er verarmt sei.

Von seinem verlorenen Schatze sprach er dagegen nicht. Er schien vergessen zu haben, daß sie ihm denselben bergen half, und wollte die leere Stelle stets noch als ein Geheimniß betrachtet wissen.

Frau Afra, ihre Mutter, umarmte sie weinend, und diese Thränen waren mehr solche der Freude, ihr einziges Kind wiederzusehen, als Ausdruck des Schmerzes über die erlittenen Verluste.

Im Uebrigen hatten ihre Geisteskräfte nicht gelitten.

Sie waren vorher nicht besonders stark, diese Kräfte, hatten sich dafür aber nun auf gleichem Stande erhalten, was immerhin Etwas, wenngleich nicht Viel.

Judith dagegen bewährte sich auch hier als eine besonnene und kluge Frau.

Sie nahm die Ordnung der Geschäfte in ihre Hand, und regelte den Vermögensstand ihres Vaters, so viel derselbe eben zu regeln, und immerhin war noch Einiges zu retten, was ohne ihre Dazwischenkunft ohne Zweifel verloren gewesen wäre.

Armiller ließ sie gewähren, theilnahmlos und fast stumpfsinnig, und eben so folgte er ihr in ihr Haus, und verließ das seinige, was jetzt Eigenthum seiner Gläubiger geworden war.

Judith aber übte nun Kindespflicht an dem täglich geistesschwacher werdenden Vater, wie sie früher Gattenpflicht geübet bis zum letzten Augenblicke.

Das war fast ihre einzige Freude, denn nur

wenige Bekannte oder Freunde hatte sie in ihrer Vaterstadt.

Durch das fremde Kriegsvolk waren mancherlei Zerwürfnisse unter sonst befreundete Familien gekommen. Die, welche, wenn auch nur zum Scheine, es mit den Fremden gehalten, oder sich freundlich gegen sie gezeigt, mußten das jetzt entgelten, man nannte sie Verräther und Wohldiener, die den Mantel nach dem Winde zu hängen verstünden, und unter gleichen Umständen ist noch heute das der gleiche Fall.

Judith aber ließ man nun entgelten, was ihr Vater gesündigt, so lange der Feind im Lande, und während man schadenfroh auf den verarmten Schwedenfreund blickte, zog man sich steif und förmlich zurück von seiner Tochter, die sich hieraus nicht sonderlich viel zu machen schien, aber gegen die wenigen ihr treu gebliebenen alten Freundinnen lieb und gut war, wie vorher auch.

Oft gedachte sie freilich Günthers, und bisweilen erschien ihr die letzte Zusammenkunft mit demselben, wo er sie blutend von der Erde aufgehoben, wie ein Traum, oder wie eine Erscheinung.

Ihre Wunde war nun freilich kein Traum, das bezeugte die Narbe auf ihrer Stirne, aber er, der

treue Freund ihrer Jugend, schlief nun wohl auch draußen in fremder Erde den ewigen Schlaf.

Herzog Bernhard und die Schweden waren wieder von des Kaisers Leuten verjagt worden aus Würzburg, aber während so über anderthalb Jahre ins Land gezogen waren, hatte sie auch nicht die mindeste Nachricht von oder über Günther erhalten.

Auf dem Forsthause war das derselbe Fall, das erfuhr sie durch Brigitta, die Försterin, welche bisweilen zur Stadt kam, denn Judith selbst hatte es bis jetzt noch nicht über sich gewinnen können, die Karlsburg oder das Forsthaus zu besuchen, weil sie die Wucht der alten Erinnerungen fürchtete, obgleich es sie zu Zeiten mächtig hinüberzog, nach dem Schauplatz früheren, für ewig verlorenen Glückes.

Sie hatte bei kaiserlichen Truppen, welche durch die Stadt zogen, nach Günther geforscht, Niemand aber kannte seinen Namen, bei jener letzten Zusammenkunft mit demselben hatte sie, es war das wohl verzeihlich, versäumt nach dem Namen seines Regimentes zu fragen, im Orte selbst kannte sie Niemand, an den sie sich hätte wenden können, und ein Schreiben an die alte Hexen-Justine blieb unbeantwortet.

So stellte sie es Gott anheim ihr Kunde zu senden von dem, den sie stets noch im Herzen trug, und wenn, gegen ihren Willen, bisweilen der Gedanke in ihr aufstieg, daß sie um das Glück ihres Lebens betrogen worden sei, so wendete sie sich mit doppelter Liebe der Pflege ihres Vaters zu, und sagte sich, daß er es gut gemeint habe, als er ihr dieses Glück raubte.

Eines Tages verweilte Frau Afra ungewöhnlich lange auf dem Markte, und kam dann, offenbar beschwert mit einer Neuigkeit, nach Hause.

Hierauf aber stellte sich heraus, daß sie die Försterin Brigitta Frank getroffen, und derselben einen Besuch versprochen habe.

„Auf heute schon," setzte sie hinzu, „und Du thust mir die Liebe mich zu begleiten, denn ich weiß, daß Du schon lange gerne hinüber gegangen wärest, aber alter Erinnerungen wegen Dich nicht trautest. Da ist heute die beste Gelegenheit dazu, und Deine schlimmen Gedanken will ich Dir schon hinweg plaudern."

Sie war die Frau dazu das zu thun, Niemand konnte das leugnen.

Es war ein wunderschöner Juni-Tag, wie geschaffen zu einem ähnlichen Ausfluge, und nach einigem Bedenken sagte Judith zu.

Mit auffälliger Hast rüstete Frau Afra sich sogleich nach dem Mittagsmahle zu dem Gange, und Judith lächelte im Stillen, aber sie gönnte ihrer guten Mutter die paar Plauderstunden mit Brigitta im Forsthause, denn auch der guten Afra war diese süße Kost verkümmert worden, durch den Schwedenfluch der auf ihrem Manne ruhte, und das Bischen Schwatzen mit den Köchinnen auf dem Markte füllte die Lücken in ihrem Herzen denn doch nicht vollkommen aus.

Auffälliger Weise aber sprach sie wenig, nachdem man sich bereits auf dem Wege befand, und war fast schweigsam, so daß sie ihr Versprechen, Judith die schlimmen Gedanken hinweg zu plaudern, eigentlich nur schlecht hielt.

Judith aber wollte es bedünken, als belaste ein Geheimniß das Herz ihrer Mutter, und sie kämpfe, um es zu bergen.

War es aber an dem, welch' ein Kampf für Frau Afra, die Mittheilungen jeglicher Art so ausnehmend liebte.

Das Mitleiden kam über Judith, und sie sagte:

„Aber Mutter, wie bist Du denn heute, Du hast was auf dem Herzen!"

„Ja," rief Afra hastig, „ich habe freilich Etwas, wenn Du wüßtest!" Sie stockte, und setzte dann

hinzu: „stelle Dir vor, der alte Frank will seine Försterei aufgeben, und sich zur Ruhe setzen!“

„So?“ versetzte Judith gedehnt.

Sehr besonders interessirte sie diese Nachricht eigentlich nicht, aber denkbar war es, daß dies bei ihrer Mutter der Fall war, welche, wie viele ihres Geschlechts, stets auf dem Laufenden war mit den Verhältnissen anderer Leute, und auch außerdem von jeher lebhaften Antheil an dem Geschicke der Försterslente nahm.

Dergleichen Gedanken kamen aber nun Judith aus dem Sinne.

Sie befanden sich in den Ruinen der Karlsburg, und welche Erinnerungen jetzt in ihr aufstiegen, ist wohl zu sagen überflüssig.

Seit Jahren war sie nicht dort, und freilich hatte Mancherlei sich geändert. Neues Strauchwerk war entstanden, anderes verschwunden, und eine Eiche, um welche sie häufig in neckischem Spiele sich mit Günther getummelt hatte, war vom Blitze getroffen worden, so daß nur die eine Hälfte derselben grünendes Blattwerk trug, während die andere kahl stand, und zerschlagene Aeste und Brandspuren zeigte.

Unverändert aber standen die Mauerreste, in

deren Schatten sie mit ihrem Gespielen geruht, und die Steine, welche ihnen als Sitze gedient.

Dann fiel ihr Blick auf die gewölbte Pforte, und die freie Stelle im Burghofe, wo sie ihre Urahne gesehen hatte, von ihr getröstet und gesegnet worden war, und wo sie sich selbst jenen theueren Eid geschworen.

Nun aber, nach manchem durchkämpften Jahre, durfte sie sich an derselben Stelle wohl selbst das Zeugniß geben, daß sie ehrlich und treu ihr Gelübde gehalten, ein stiller Friede kam über sie, und dann begann sie sich glücklich zu fühlen wie lange nicht mehr.

Das aber mag wohl Jedem begegnen, der mühsam gerungen, um seine Pflicht zu thun, und siegreich hervorgegangen aus solchem Kampfe, und es störte sie nicht in ihrem Glücke, daß Günthers Bild nun aufstieg vor ihr. Er war wohl todt, und blickte aus jenen lichten Räumen nieder auf sie, so war auch er glücklich, selig, und sie gelobte sich auf dieser Erde sein Andenken zu ehren, und niemals einem anderen Manne anzugehören. Dann aber nahm sie sich vor, bald wiederzukehren zu den Ruinen, die sie bisher gemieden, und in denen sie sich nun dennoch so glücklich gefühlt.

Dann aber folgte sie ihrer Mutter, die mehr

und mehr drängte die Burg zu verlassen, und jetzt näherte sie sich der Stelle, wo sie damals sich getrennt hatte von ihrem Freunde, und Abschied genommen für immer, wie sie glaubte, obgleich sie sich noch einmal begegnet im Leben.

Damals aber strich der Herbstwind rauh durch den bereits halb entlaubten Wald, nun aber durchzog eine milde, würzige Luft den üppig grünenden Forst.

Trotz des Drängens Frau Afra's blieb sie aber jetzt unwillkürlich stehen.

Dort im Buschwerke, über welches hinweg eine alte riesenhafte Eiche ihre Äste arme ausstreckte, war er verschwunden an jenem schmerzensreichen Tage, und starr ihre Blicke dorthin richtend, seufzte sie tief und schmerzlich auf, und hob ihre Arme, als sei es damals, und sie wolle ihn bitten, nur noch einmal sein Antlitz nach ihr zu wenden.

Da erzitterten leicht die Blätter des Strauches, dann bogen sich seine Zweige, und ein Mann trat hervor aus demselben, ein Mann in Jägertracht.

Ein Aufschrei: „Günther!"

Vielleicht auch sein Geist, aber einerlei! Sie stürzte ihm entgegen, und die kräftigen Arme, die sie jetzt umschlangen, zeigten ihr freilich, daß er es selbst, ihr Günther, und kein Gespenst.

Und dann, als die lange Umarmung vorüber, sahen sie sich schweigend in die Augen, und preßten ihre Hände stumm in einander, wie jenes Mal in der Ruine bei der Hexen-Justine, wohl aber heute mit andern Gefühlen.

Frau Afra aber war ersichtlich höchst überrascht.

„Herr Lobhart," sagte sie, „das ist ja gegen alle Verabredung! War denn nicht ausgemacht, daß erst im Forsthause — —"

Aber Günther rief:

„Es litt mich nicht mehr dort, so aber lief ich hierher, und wo wir, bis zum Tode betrübt, uns trennten vor Jahren, sollte auch unsere Wiedervereinigung stattfinden."

„Für immer!" sagte Judith mit leuchtenden Augen, und freute sich so selbsteigen ihrem Freunde.

Aber dazu hatte sie wohl das Recht sich erworben, und daß er keinem andern Weibe angehöre, das sagten ihr seine Augen, als sie vorhin mit geschlossenen Händen und stummen Blicken das Wiedersehen gefeiert.

Auf dem Wege zum Forsthause folgten nun Erklärungen.

Vor noch nicht langer Zeit führte ihn das Schicksal wieder in jenen Ort, auf dessen Fried-

hof Herheller nun in Frieden schlummerte. Das erfuhr er dort, und auch, daß Judith sich entfernt hatte, wie es scheinen wollte, nicht in den besten Verhältnissen, ärmlich fast.

Da drängte es ihn fort von seinen Reitern. Er mußte wissen, was das Schicksal Judith's. Er nahm seinen Abschied und eilte zu Frank, seinem alten Gönner, nach dem Forsthause.

Große Reichthümer hatte er freilich nicht erworben im Kriege, denn nicht Jedem wird solches Glück, aber dennoch wollte er alle seine Habe und sich selbst Judith zur Verfügung stellen, sollte ihr Loos wirklich ein schlimmes geworden sein.

Höchst erwünscht aber kam ihm da der Antrag Frank's, der sich zur Ruhe setzen und ihm die Försterei überlassen wollte, was anging in jenen Zeiten, wenn man „gute Freunde" hatte, und die Sache nicht gleich über dem Knie brechen wollte.

Frau Försterin!

Einen Augenblick lang ließ die Romantik Judith diesen geheimen Lieblingstraum ihrer Jugend im rosenfarbigsten Lichte erscheinen, dann aber hörte sie auf die Stimme der Wirklichkeit, und im Forsthause angekommen, sagte sie, als wieder von dem Plane gesprochen wurde:

„Dazu rathe ich nicht, alter Freund Frank, Ihr seid noch rüstig, und der Wald ist die Luft, in welcher Ihr athmet. In der Stadt aber verkommt Ihr, oder besser gesagt, in der Unthätigkeit und Ruhe, scheint Euch jetzt auch die als ein hohes Glück. Nun aber, da bessere Tage zu hoffen für unser liebes Frankenland, wird Euer Waldleben Euch auch wieder rechte Freude machen."

Zu Günther aber sagte sie:

„Da ich vorhin draußen im Grünen mich Dir selbst gefreit, darf ich hier unter unseres Freundes gastlichem Dache Dir auch wohl sagen, wie wir es fortan halten wollen.

„Du ziehst mit in die Stadt. Wir prüfen unsern Besitz, wir überlegen, und aus dem tüchtigen Jägersmanne, und dem tapfern kaiserlichen Reiter, mag wohl endlich auch ein gewiegter Kaufherr werden."

„Und mich fragt man gar nicht!" sagte Afra, aber ihre zitternde Stimme verrieth ihre Bewegung und ihr Glück.

Ueber dem Walde glänzten schon die Strahlen des Mondes, und tändelten unten im Thale mit den Wellen des Flusses, als die Frauen den Heimweg antraten, begleitet von Günther, der ihnen das Geleite gab bis zur Fähre am Maine.

Frau Afra aber, nach ächter Mutterart, trippelte voran, scheinbar taub und blind, es den Liebenden überlassend, ihr zu folgen, ob sie aber nicht dennoch heimlich manchem Schmeichelworte gelauscht, sich an der Kinder Glück erfreut, und der eigenen Jugend gedacht — wir wissen es nicht.

Judith aber an Günthers Arm ward so lebhaft in die alten, glücklichen Zeiten versetzt, daß es ihr bisweilen scheinen wollte, als seien die letzten Jahre ihres Lebens nur ein schlimmer Traum gewesen, den sie durchträumt, um glücklich zu erwachen. In Wirklichkeit aber mußte sie sich gestehen, daß dieser Gang viel Schlimmes der letzten Jahre aufwog.

Stand aber auch diesmal nicht ihre Urahne in den mondbeglänzten Ruinen der Karlsburg, so durchwehten dennoch heilige Schauer der Erinnerung die alten Mauern.

Aber was nun weiter?

Nun, Hochzeit, nicht aber, wie der freundliche Leser vielleicht denkt, in stillem, geräuschlosem Glücke, sondern glänzend, lustig und lärmend und, nach Sitte der Zeit, unter Begleitung des kunstreichen Spieles der Stadtpfeifer.

Also war es Frau Afra's Wille, den sie sich nicht nehmen ließ, und mit dem sie, wie man zu

sagen pflegt, auch wirklich den Nagel auf den Kopf traf.

Alle, die schmollten mit der Familie Armiller, wurden gebeten zum Feste, und kaum Einer verschmähte zu erscheinen.

Reichlich aber war da die Hochzeitstafel besetzt mit allerlei Wildpret, welches das Revier Frank's geliefert hatte.

Der Hühnerhof Afra's bot schmackhaftes zahmes Geflügel.

Die Fleischer der Stadt stellten saftige Braten.

Die Fischer am Maine die vortrefflichsten Fische.

Nicht zurück blieben die Gärtner des fruchtbaren Flußthales mit ihren Gemüsen, die weithin bekannt durch ihren feinen Wohlgeschmack.

Solche treffliche Verköstigung erweichte aber allmälig die Herzen der feindlich Gesinnten.

Der Stein- und Leistenwein aber der alten Bischofsstadt brachte die christlichen Gedanken der Versöhnung zum Durchbruche.

Vergeben, vergessen und eine neue Freundschaft, noch zärtlicher als die, so in die Brüche gegangen!

Also erweicht Speise und Trank der Menschen Herz, so war's in den alten finsteren Zeiten, so

ist's in den hellen der Gegenwart, und so wird es in denen der Zukunft sein, mag ihre Couleur favorite sein, welche sie wolle.

Armiller aber, der Brautvater, schien in die alte Schwedenzeit versetzt, und in die des Zechens und Banketirens.

Aufgefordert leerte er wacker seinen Becher, noch wackerer aber, auch ohne daß man ihm zutrank, und nicht nur die Schwedenzeit schien in ihm aufzusteigen, sondern auch andere alte Zeiten, da er hartnäckig Günther seinen lieben Schwiegersohn Herheller nannte, bis ihn endlich der alte Lobhart, Günthers Vater, mit so wenig Geräusch als möglich, auf seine Stube brachte.

Wenig aber hörten wir bisher von diesem alten Lobhart, was aber einfach darin seinen Grund hat, weil eben auch andere Leute höchst wenig von ihm hörten.

Fast spurlos waren die schweren Zeiten an ihm vorüber gegangen, da er, vergraben unter seinen Büchern, kaum sein bescheidenes Häuschen verließ, und die ihm bestimmte Einquartierung wenn nicht seine Gelehrsamkeit, doch seine Armuthei respektirte.

Ein ganz unmäßig gelehrtes Werk, welches er seit Jahren unter der Feder hatte, brachte er nie zur Vollendung, dagegen besuchte er nun häufig

Armiller, der jetzt, und seit er ein wenig verrückt geworden, viel Geschmack an dem alten Gelehrten fand, der ihn seinerseits stets noch mit derselben Ehrfurcht wie den vormals reichen Armiller behandelte, und halb Freund, halb Wärter oder Hüter, ihn stets auf seinen Spaziergängen begleitete.

Die guten Leute in Karlstadt freuten sich aufrichtig über das gute Vernehmen der beiden Schwiegerväter, konnten sich aber nie über die Frage einigen, welcher von Beiden der größte Narr sei.

Wenig bleibt uns zu berichten übrig über einige Personen, welche uns im Verlaufe der vorstehenden Geschichte begegneten.

Konrad, der ungetreue Knecht, erschien einige Wochen nach der Abreise Herhellers und Judiths, und verlangte, angeblich im Auftrage seines Herrn, Geld für diesen von dem zurückgebliebenen Hüter des Hauses, Georg. Als dieser aber einen schriftlichen Befehl seines Herrn verlangte, und da er einen solchen nicht vorzeigen konnte, ihn, Verdacht schöpfend, abwies, entfernte sich Konrad, und ward einige Wochen später im Walde bei Kist, erschlagen und vollständig ausgeraubt, aufgefunden.

Auf eine Anfrage Judith's an Lorenzo, den zuverlässigen Freund in der welschen Grenzstadt, erhielt sie die Antwort, daß der Signor Luigi Richi

zwar längere Zeit in Folge der erhaltenen Wunde schwer darnieder gelegen, sich indessen wieder erholt habe, und nun vollständig genesen sei.

Da aber Judith abermals unterließ sich nach dem Befinden Lucia's zu erkundigen, so schwieg auch Lorenzo über dieselbe, Judith aber überließ dem Letzteren, um einen billigen Preis, ihr Anwesen in jener Stadt.

Daß Judith und Günther lange und glücklich zusammen lebten, bedarf kaum einer Erwähnung.

Dagegen muß bemerkt werden, daß diese glückliche Ehe mit mehrfachen Kindern gesegnet war, was uns einerseits lieb, wegen Frau Afra, der wir die so beliebten großmütterlichen Freuden gerne gönnen.

Auf der andern Seite aber erscheint auch uns, dem Autor, der genannte Kindersegen höchst erwünscht, da wir dessen wahrscheinlich benöthigen für den dritten Band dieser Erzählung, welchen dritten Band wir hiemit einem hohen, verehrungswürdigen Publikum auf das Angelegentlichste zu empfehlen die Ehre haben.

Ende des zweiten Bandes.

August Preuß in Cöthen.